

Max Langenbacher 1908 – 1994

Ein Leben für die Konsumgenossenschaft



Adolph von Elm Institut
für Genossenschaftsgeschichte e.V.

Max Langenbucher
1908 – 1994
Ein Leben für die Konsumgenossenschaft



Adolph von Elm Institut
für Genossenschaftsgeschichte e.V.

HEINRICH
KAUFMANN
STIFTUNG 

Herausgegeben von der Heinrich-Kaufmann-Stiftung
des Zentralverbandes deutscher Konsumgenossenschaften e.V.
und von dem Adolph von Elm Institut für Genossenschaftsgeschichte e.V.
Baumeisterstraße 2, 20099 Hamburg, Telefon 040 – 235 19 79 0
www.kaufmann-stiftung.de

Abbildungsnachweis:

Titelbild: Max Langenbucher an seinem Schreibtisch
bei dem Konsumverein Wittingen.

Buchrückseite: Max Langenbucher im Gespräch mit Hr. Böhme von der GEG.
Alle Abbildungen wurden von Horst Langenbucher aus seiner Privatsammlung
zur Verfügung gestellt.

Satz und Layout:
Silke Wolf, Hamburg

Herstellung und Verlag:
Books on Demand GmbH, Norderstedt
2011

ISBN: 978-38423-7185-9

Vorwort

Max Langenbucher war der Prototyp des erfolgreichen Konsumgenossenschafters. Es gelang ihm, die schon dem wirtschaftlichen Untergang geweihte Konsumgenossenschaft Wittingen auf die Füße zu stellen und sie nach dem Krieg und nach den Zerstörungen durch die Nationalsozialisten wieder aufzubauen. Er entwickelte sie zum Ausgangspunkt von Fusionen mit Nachbargenossenschaften und schuf so ein starkes, prosperierendes Unternehmen.

Wie viele seiner Kollegen war Max Langenbucher ein profiliertes Sozialdemokrat. Nach der Machtübernahme durch die Nazis war er in seinem damaligen Tätigkeitsgebiet Lüneburg mit seiner Doppelrolle als Konsumgenossenschaftler und Sozialdemokrat besonders gefährdet. Freunde, die beim Zentralverband deutscher Konsumvereine e.V. in Hamburg tätig waren, der 1933 im Reichsbund der deutschen Verbrauchergenossenschaften GmbH aufgegangen war, vermittelten ihn an die Wittinger Genossenschaft. Die neue Aufgabe erforderte enorme Anstrengungen von ihm, um den Zusammenbruch der Genossenschaft zu vermeiden. Es war aber sein Glück, dass die Vorstandsposition bei dieser Genossenschaft so unattraktiv war, dass es keine Konkurrenten aus den Kreisen der Nazis gab, die den Versuch gemacht hätten, ihn von seinem

Posten zu verdrängen. Und so konnte er die schweren Jahre des NS-Regimes unbeschadet überstehen.

Wir haben es hier mit der Selbstbiographie eines Menschen zu tun, der keine Hochschulausbildung hatte und der noch nicht mal die Oberschule abgeschlossen hatte. Vielleicht sind es gerade diese Umstände, die dem Text seine Frische und Unbefangenheit geben.

Hamburg, September 2011
Burchard Bösche

Meine Geschichte

*Wünsche nichts vorbei
und wünsche nichts zurück,
nur ruhiges Gefühl der Gegenwart ist Glück.*

Kindheit und Elternhaus

Ich entstamme einem bürgerlichen Milieu. Meine Voreltern waren Mühlenbesitzer und Schmiedemeister. Auch mein Vater lernte als Müller.

Ich war das jüngste Kind (geboren am 18. Juni 1908). Mein Bruder als Ältester wurde am 25. September 1901 geboren und meine Schwester am 17. August 1903.

Wir Geschwister verstanden uns sehr gut und verfolgten unsere Lebenswege, die weit von einander entfernt verliefen, mit innerer Anteilnahme.

Die wirtschaftlichen sozialen Verhältnisse, in denen wir aufwuchsen, waren einfach. Der Besitz der Eltern bestand in einem ansehnlichen Haus und einer gutbürgerlichen Wohnung. Von diesen Werten konnte man zwar nichts abbeißen, was aber unser geistiges und körperliches Wachstum nicht beeinträchtigte. Die Umweltbedingungen, in denen wir aufwuchsen, gaben uns als Mitgift eine den üblichen Normen entsprechende Verhaltensweise in dem Erkennen von Umständen. Alle drei Geschwister verstanden es, ihre jeweilige Situation im Leben zu meistern, ohne Schaden an der Seele zu nehmen.

Das Elternhaus verließen wir Kinder recht früh, gerade als wir flugfähig geworden waren. Mein Bruder Hans schon mit 14 Jahren, um seine Kochlehrstelle im Bahnhofshotel zu Ulm anzutreten. Er selbst wurde später Hotelier. Er übernahm 1933 den „Bayrischen Hof“ in Neustadt an der Weinstraße und verschaffte sich den Ruf eines „Küchenchefs par excellence“.

Die Kindheit verlief, trotz der guten Gemeinschaft von Eltern und Kindern, ohne große Höhepunkte, außer Ferientaufenthalten bei den Onkeln und Tanten in Ulm und Blaubeuren.

Die materielle Lebensgrundlage der Eltern war auf weite Strecken unsicher und konnte auch nach dem Beginn des ersten Weltkrieges 1914 sich nicht festigen.

Lehrjahre sind keine Herrenjahre

Als ich vierzehn Jahre alt wurde, hatte ich es partout satt, noch weiter in die Schule zu gehen, was mir später allerdings vom Grade der Allgemeinbildung her zu schaffen machte. Ich empfand jahrelang tiefe Zerknirschung über meine Tat, denn mir fehlten Abschlusszeugnisse. Ich hatte mich ohne das Zeugnis der Reife durchzusetzen.

In der Volksschule wurde ich als Siebenjähriger eingeschult und auf Zuspruch des Lehrers von meinen Eltern in das Realgymnasium geschickt und auch aufgenommen. Es war eine Schulzeit, deren negativen Seiten mir heute noch wie ein Alb auf der Brust liegen.

Ein trister Lehrplanablauf war Ausdruck der Szenerie, verkörpert durch ein überaltertes Lehrerkollegium, das nicht mehr wie die andern für den ersten Weltkrieg eingezogen worden war. Es war Krieg und eine Kindheit, die den Ernst der vierten Bitte des Vaterunsers erlebte. Es waren viele schulfreie Tage von den Siegesfeiern bis zum Sammeln von Bucheckern, Eicheln, Kastanien und Laubtupfen. Tage an denen nichts gelernt und nichts gelehrt wurde. Ein alter Professor - fast

ohne Sehvermögen - quälte sich mit der Klasse ab. Ein anderer Professor ertränkte sich im Alkohol. Man sagte unter den Schülern, dass er sechs Tage, genauer gesagt sechs Nächte in der Woche trunken wäre. So gebärdete er sich auch. Morgens randalierte er durch die Klasse mit einem Kommandogeschrei „sitzen“, „aufstehen“, „gerade ausrichten“... Der Hintermann musste stramm aufrecht und haarscharf zum Vordermann ausgerichtet sitzen oder wenn es ihm in den Sinn kam, musste die Klasse beim Unterricht stehen. So wickelte diese Koryphäe der Geisteswissenschaft ihre Unterrichtsstunden ab.

Direktor der Schule war Herr Rommel, ein nicht mehr eingezogener Reserveoffizier (der Vater des späteren Generalfeldmarschalls im zweiten Weltkrieg). Ich habe die Hünengestalt in Erinnerung behalten.

Aus den Oberprimen eilten die kriegsfreiwilligen Schüler in Scharen zu den Fahnen, um an den vordersten Kampflinien ihren Nationalismus und ihre Kaisertreue zu beweisen.

Die Zeit ging weiter. Der fast blinde Professor wurde abgelöst. Es kamen nacheinander die durch den verlorenen Krieg gebeutelten, all ihrer Illusionen beraubten Einjährig-Freiwilligen zurück und die als Offiziere im Felde gestandenen Lehrer, die zum größten Teil das unvergleichlich herrlich deutsche Heer und den „Gewaltfrieden“ nicht verwinden konnten. Sie taten sich schwer, einen entmilitarisierten Tagesablauf zu bewältigen. Ein Klassenlehrer benutzte die Turnstunde, um uns durch die Halle robben zu lassen.

Meine Gesinnung wurde durch das Elternhaus auf eine freiheitliche Einstellung ausgerichtet. Mit 17 trat ich schon einer Partei bei. Also nichts wie aus der Schule herauskommen, obwohl ich in die nächste Klasse versetzt wurde. Welch ein Unsinn.

Konfirmation am 22. April 1922

Erich Kästner umschreibt die leidige „Konfirmationsnot“ mit dem reizenden und so zutreffenden Gedicht:

Da steht er nun,
als Mann verkleidet
und kommt sich nicht geheuer vor.
Fast sieht er aus,
als ob er leidet.
Er ahnt vielleicht,
was er verlor.

Er trägt die erste lange Hose.
Er spürt das erste steife Hemd.
Er macht die erste falsche Pose.
Zum ersten Mal ist er sich fremd.

Er hört sein Herz mit Hämmern pochen.
Er steht und fühlt,
dass gar nichts sitzt.
Die Zukunft liegt ihm in den Knochen.
Er sieht so aus,
als hätt's geblitzt.

Womöglich kann man noch genauer erklären,
was den Jungen quält:
Die Kindheit starb,
nun trägt er Trauer
und hat den Anzug schwarz gewählt.

Er steht dazwischen
Und daneben.
Er ist nicht groß.
Er ist nicht klein.
Was nun beginnt,
nennt man das Leben.

Und morgen früh tritt er hinein.

Was Erich Kästner aussagt, war ja so und geht deshalb noch ein bisschen an die Nerven. Man spürt die seelische Erregung mit ihren widersprechenden Empfindungen heute noch nach, mit dem Gefühl ein vergessenes Erlebnis wieder entdeckt zu haben.

Er ahnt vielleicht,
was er verlor.
Und kommt sich nicht geheuer vor.
Die Zukunft liegt ihm in den Knochen.
Er hört sein Herz mit Hämmern pochen.
Was nun beginnt,
nennt man das Leben.
Er steht dazwischen und daneben.

Ich suchte eine Lehrstelle, um Metzger zu werden. Meine Abstammung war von der Berufsgruppe der Handwerksmeister. Auf Anhieb fand ich eine Lehre bei einem angesehenen Meisterbetrieb meiner Heimatstadt. Beim Onkel in Neu-Ulm sollte es allerdings von vornherein nicht sein, das könnte nämlich durch die gute Tante nicht streng und hart genug werden. Also eine harte spartanische Lehre. Das war nämlich damals die Auffassung für die Erreichung einer guten Ausbildung.

Schlafstelle: Dachkammer. Wecken: 5 Uhr 30 und ein Arbeitstag von 12 Stunden. Sonntags um 9 Uhr Eis in die Kühlzelle nach dem Schlachthof schaffen. Es ging gut. Nur das Bühle wurde marode und konnte nicht länger als ein halbes Jahr durchhalten.

Ich war willig, sehe mich auch fleißig, durfte durch meinen Eifer bereits beim Schlachtvorgang mithelfen, hatte sogar schon einen Köcher für Messer und machte meine Arbeit anständig. Hatte weder Ärger mit dem Meister noch mit den Gesellen. Nur als es einmal so richtig stundenlang an das Därmeputzen ging, erfasste mich der Gestank und ein Ekel, deren ich nicht mehr Herr wurde. Ich kotzte und würgte noch und noch. Es blieb ein anhaltender Widerwille zum Essen. Körperlich kam ich auf den Hund. Also Schluss damit.

Konsumgenossenschaft Heidenheim

Ich richtete mich im Elternhaus wieder ein, um einen neuen Berufsweg zu wählen.

Am 1. November 1922 trat ich dann eine kaufmännische Lehre an. Sie erwies sich als eine Lehrstelle hohen Maßes. Ich war begeistert und erlahmte weder in meiner Aufmerksamkeit noch in meinem Arbeitseifer. Alle Abteilungen des Betriebes durchlief ich - Zentrallager, Bäckereiexpedition, Herbststeinkellerung, Mosterei, Kohlenhandel, Abteilung Kasse. Ich erlangte eine gute Ausbildung in der Buchhaltung und wurde auch zum stenotypieren gerufen.

Mein Lehrchef war Herr Ulrich Fischer, eine bekannte Persönlichkeit in Württemberg und glänzender Redner. 1918 spielte er eine Rolle als Landesminister und war Bezirksleiter des Zentralverbandes der Angestellten. Er wurde dann das geschäftsführende Vorstandsmitglied der Konsumgenossenschaft Heidenheim. Seine konsumgenossenschaftliche Laufbahn führte von Heidenheim zum Verband süddeutscher

Konsumgenossenschaften nach Stuttgart (bis 1933). Ich möchte allerdings noch ergänzend sagen: Nach 1945 gab es für diesen blutvollen Politiker kein Wiederauftreten. Seine früheren Genossen haben sein Comeback nicht unterstützt.

Als Geschäftsführer der Konsumgenossenschaft Heidenheim zeigte Ulrich Fischer eine kollegiale und imponierende Menschenführung. Von mir erwartete er es und gestattete, dass ich drei Jahre hindurch wöchentlich an einem Tag die Handelsschule besuchte, um meine Ausbildung im kaufmännischen und verwaltenden Bereich zu erweitern.

Lehrchef Fischer war mir durchaus gut gesinnt. Er kümmerte sich um meine Ausbildung, brachte mich aber auch in provozierender Art (er hatte seinen Spaß daran) in Gang. Er hatte seine eigene Methode, mich mit seinem Heiß- und Kalt-duschen zu dressieren.

Ich biss die Zähne zusammen, wenn er seine mutwilligen Streiche einsetzte. Ich begriff schon, was er vorhatte. Er ließ mich erkennen, wie sich ein Geschäftsführer im Tagesgeschäft verhält. Er brachte mir Schliff bei und mich in Worten zu äußern.

Wenn viermal das Klingelzeichen ertönte hieß das „Max“ oder wenn ich ihm Akten zubrachte, musste ich in einem gewissen Abstand zu seinem Schreibtisch wie ein Adjutant in aufrechter Haltung stehen bleiben. Der Chef beachtete mich gar nicht, telefonierte, diktierte (was allerdings ein Genuss war, seiner Sprachgewandtheit zuzuhören) oder verhandelte mit einem anwesenden Reisenden und drehte den durch die Mangel. Ich aber stand und stand (ich muckte mich nicht), so wollte er es haben und wenn mein Stehkonvent auch 30 Minuten dauerte. Im Büro wussten sie schon, „Herr Max“ kommt so schnell nicht wieder.

Auf einmal stellte Chef Fischer Fragen und ging dazu über, mich zu schulen. Besonders tat er dies, wenn noch jemand in seinem Vorstandszimmer anwesend war. Dann wurde es „gefährlich“ für mich. Er konnte sich zynisch zeigen. Zum einen

durfte ich nicht stottern, sonst würde er gar nicht mit mir weiterreden. Zum anderen musste ich auf seine Fragen antworten, so oder so.

Fragestellung: „Warum werden bei der Firma Voith Spätschichten eingelegt?“

„Herr Fischer, damit die Maschinen als teure Anlagen ständig laufen und besser genutzt werden.“

Wenn eine Antwort gelang, war ich vor den Anwesenden „sein“ Lehrling. Aber wehe Max, wenn Du dusslig warst, kam offener Spott, der mir die Schamröte ins Gesicht trieb, den ich aber verkraftete. Ich bekam ein Buch in die Hand gedrückt, das ich zu lesen hatte, und ich konnte abschwirren.

Was ich in meiner kaufmännischen Lehre gelernt, gesehen und begriffen habe, tat mir auf meinem ganzen weiteren Berufsweg gut. Ja, ich zehrte noch lange Jahre von den Vorbildern und bewies eine berufliche Überlegenheit, die mich immer einen qualifizierten Arbeitsplatz (auch in der großen Arbeitslosigkeit) finden und halten ließ.

Eine Bescheinigung der Handelsschule besagt: „Die guten Zeugnisse, die er sich erworben hat, verdankt er seiner Aufmerksamkeit, seinem Fleiß und seiner lebhaften Mitarbeit im Unterricht. Sein Betragen war tadellos.“

Die damalige Arbeitslosigkeit war für jeden eine akute Bedrohung. Wie schwierig die Arbeitssituation für kaufmännische Angestellte derzeit war, erhellt auch aus dieser Tatsache: Ich, zum Beispiel, hatte als 19-jähriger auf meine Bewerbung hin eine Anstellungszusage nach Hamburg, „der Wunschstadt meiner Jugend“, zur Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumgenossenschaften. Der Antrittstermin musste zurückgezogen werden, weil der Stadtstaat Hamburg eine Einwanderungssperre für kaufmännische Angestellte verhängte, da Zehntausende arbeitslos waren. Allerdings behielt meine Anstellungszusage Gültigkeit. Ich sollte dann in der im Bau befindlichen GEG-Malzkaffeeabrik in Mannheim angestellt werden.

Als mein damaliger Geschäftsführer Herr Hermann Brandt, Heidenheim (später Geschäftsführer in Ulm und Stuttgart), von meinem Vorhaben erfuhr, empfahl er mir, meine Aufstiegsmöglichkeiten in Konsumgenossenschaften zu suchen und zu erarbeiten, statt in einem Großbetrieb, der sich für einen jungen Mann nicht kreativ auswirkt, denn „da käme ich nur an ein Stehpult“. Den Weg hielt er für besser. So tat ich es.

Abschied vom Elternhaus - Backnang

1927, gerade kurz nach meinem 19. Geburtstag, ging ich in die Fremde. Meine Siebensachen waren schnell in einem Koffer verpackt, um mich als junger Handlungsgehilfe dem Leben und dem Existenzkampf zu stellen. Meine erste berufliche Station war Backnang.

Man isst, also muss man arbeiten und sich durchsetzen, dass man auf den eigenen Füßen zu stehen vermag. Geschäftsführer der Konsumgenossenschaft war Herr Wilhelm Erlensbusch Senior. Ein Haudegen und der Gründer dieses Konsumvereins. Von Beruf ein früherer Gerber. Ein Mann von großem Ansehen und einer gehörigen Durchschlagskraft.

Fraglos, Backnang die süddeutsche Gerberstadt, war ein liebenswertes Städtchen mit circa 10.000 Einwohnern. Der Fremde merkt schnell, dass er in der Stadt der Gerbereien ist, deren Duft, sobald man über die Sulzbacher Brücke in die Altstadt kam, dann allerdings in die Nase stieg und die Abwasserfrage zu einem besonders aktuellen Problem machte.

Auch erlebte ich Überschwemmungen im Gebiet der Altstadt, in der die Keller unter Wasser standen. Dies wurde als ein des öfteren sich wiederholendes Ereignis als schicksalhaft von den Bewohnern hingenommen. Ich habe auch nie wieder so harte und geschundene Arbeiterhände gesehen, wie die der Gerber, die die rohen, gesalzenen, schweren Häute mit festem Griff packen mussten, um sie zu verarbeiten.

Sehr angetan war ich in diesem idyllischen württembergischen Landstädtchen von dem alten Fachwerk-Rathaus und von der Marktstraße mit ihren malerischen Häusern. Ein Bild das mir in Erinnerung blieb.

Mein Gehalt war niedrig. Ich kam aber damit aus. Meinen Lebensunterhalt führte ich mit äußerster anspruchslosigkeit. Die freien Stunden verbrachte ich im städtischen Lesezimmer, verfolgte täglich die Leitartikel der großen Tageszeitungen und las zur Genugtuung meines Humors den „Simplicissimus“. Auch den „Kladderadatsch“, der mir allerdings wegen seiner politischen Ausrichtung nicht zusagte, las ich. Ich las alles - ich las viel. Besonders verfolgte ich die ideologischen Konflikte des Zeitgeschehens.

Mein beruflicher Alltag verlief ohne Höhepunkte. Mein Arbeitsablauf brachte mich in keine Bedrängnis. Mit meinen Kollegen kam ich in keine persönliche Bindung. Es waren mir zu flotte Junggesellen, zu unbeschwert und zu leichtsinnig. Sie zeigten wohl im beruflichen Fortkommen später eine beachtliche Leistung, das Familienleben bei ihnen versagte aber. Nach einem dreiviertel Jahr „Fremde“ packte mich das Heimweh. Es schüttelte mich eigentlich im ganzen Leben auf der Straße meines Einsamseins. Ich hatte gespart, so dass ich mich ganz neu einkleiden konnte und noch Fahrgeld hatte, um nach Hause zu fahren. Voller Stolz zeigte ich mich den Eltern. Mit meinem nach Hause kommen war mir auch die Freude zuteil, meine Schwester, von der Schweiz kommend, wieder zu sehen. Sie rüstete sich zur Abreise und folgte voll Glauben ihrem Verlobten nach Haifa, wo die Beiden ihren Bund fürs Leben schlossen.

Aufgebot

Es wird hierdurch bekannt gemacht, dass der württembergische Staatsangehörige

Gottlob Beck

seines Standes Kaufmann, geboren in Jaffa, 28 Jahre alt, wohnhaft in Jaffa und die württembergische Staatsangehörige

Berta Langenbucher

geboren in Heidenheim a. Brz., 24 Jahre alt, wohnhaft in Haifa, ohne Beruf, beabsichtigen, sich miteinander zu verheiraten und diese Ehe in Gemäßheit des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1870 vor dem unterzeichnenden Beamten abzuschließen. Das Aufgebot trägt das Datum: Jerusalem, den 6. März 1928.

Der mit der Vertretung des Generalkonsuls beauftragte Kanzler.

(LAS.) gez. Bauwert.

Ich sehe mich noch heute auf dem Bahnhof zu Heidenheim, wie meine Schwester mir zum Abschied winkte. Es gehörte keine seherische Begabung dazu, dass ich meine Schwester, der immer meine ganze Zuneigung gehörte, lange nicht mehr wieder sehen würde.

In der nunmehrigen Zwischenzeit, die jetzt 47 Jahre beträgt, sahen wir uns zweimal.

Einmal 1933 als meine Schwester von Sarona aus mit ihrer dreijährigen Hannelore im Elternhaus zu Besuch war. Während ihres dortigen Heimataufenthaltes kam ich ebenfalls nach Hause, der Grund war Erwerbslosigkeit. In meiner beruflichen Arbeit wurde ich das Opfer politischer Intoleranz.

Das zweite Wiedersehen mit meiner Schwester war 25 Jahre danach. 1958, als sie von Australien kam, um die alte Heimat wieder zu sehen. Mutter lebte nicht mehr, sie war im August 1956 verstorben. Ihr Herzenswunsch, die Tochter wieder zu sehen, fand im diesseitigen Bereich des Lebens keine Erfüllung mehr. Beim Wiedersehen mit meiner Schwester auf dem Bahnhof in Uelzen konnte ich meine Erschütterung nicht verbergen.

Diese Ergriffenheit verspüre ich heute noch, wenn dieses Bild an meinem geistigen Auge vorbeizieht. Die Tränen der Freude und der Rührung schossen mir in die Augen. Zeit ist Gnade.

Ich will zurückkommen: Ich fühlte mich in dem Jahr meines Aufenthaltes in Backnang recht einsam. Ich sah und fand dort für mich kein Leitbild, das man als junger Mensch so nötig hat und fand auch nicht die Voraussetzungen für ein Vorwärtskommen. Im August 1928 sagten wir, „Backnang und ich“, uns deshalb ade, mit dem Zeugnis: „... er hat sich als charakturvoller, fleißiger, williger und ehrlicher Mann gezeigt. Seine ihm zugestellten Arbeiten hat er gewissenhaft und pünktlich ausgeführt. ...“

So suchte ich meinen weiteren Weg und wurde am 16. August 1928 von der Konsum- und Produktivgenossenschaft Einigkeit eGmbH zu Lüneburg als Buchhalter angestellt.

Dieses Stellenangebot, um das ich mich bewarb, stellte mir, der ich im jugendlichen Alter (20) stand, die Frage: Werde ich der beruflichen Aufgabe schon gewachsen sein und mich behaupten können? Es herrschte nämlich in diesen Jahren die große Arbeitslosigkeit, auch unter den kaufmännischen Angestellten. Das wirtschaftliche Leben war gelähmt. Die mageren Zeiten einer wirtschaftlichen Schrumpfung spiegelten sich im gesamten Geschäftsleben wider. Die auf mich gesetzte Erwartung, nicht zu erfüllen, hätte mich in eine unheilvolle Situation gebracht, denn arbeitslos werden, wäre verhängnisvoll gewesen. Die damalige Realität sah einfach grimmig aus.

Man stand mit ganz geringen Chancen vor der Frage der beruflichen und sozialen Existenzbasis.

Ich suchte den Mut zum Wagnis und fand ihn bei meinem draufgängerischen, klugen Vater. Die Erinnerungen muss ich allerdings auseinander falten, wenn das Wort Vater fällt. Es bewirkt in mir nämlich eine Vielfalt von Vorstellungen. Mein Vater war ein gestandener Mann mit starken Empfindungen und einer Leidenschaft, die ihm im Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung leben ließ. Ich liebte seine Stärke. Ich hätte mich aber bei aller Anerkennung seiner Qualitäten und seines geistigen Habitus, der ihn unweigerlich zu einem interessanten Menschen machte, mit ihm auf die Dauer vermutlich nicht vertragen.

Ich ging mit 19 Jahren in die Fremde, nahm von den Eltern rührend Abschied, er fehlte mir, aber ich vermisste ihn nicht. Ihn aber alle ein/zwei Jahre wieder zu sehen war mir ein starkes, unstillbares Verlangen. Ich muss zum Spaß sagen, wenn er im vorigen Jahrhundert nach Amerika im Treck ausgewandert wäre, so wäre er wegen seines Draufgängertums und Gerechtigkeitssinnes bestimmt Sheriff oder Bürgermeister geworden.

Auf ungesatteltem Pferd durchs Wasser zu reiten oder zu schwimmen machte ihm auch nichts aus. Seinen mit forschendem Elan verbundenen Mut und seine eigene Art, seine Meinung zur Geltung zu bringen, ließ er sich nicht abkaufen.

Die bürgerliche Fassade hinter der wir lebten, stammte aus dem Erbe der Mutter.

Meines Vaters elterlicher Besitz, eine Mühle, und das muss allerdings zugegeben werden, hat sein Stiefvater verkauft, und sich mit 45 zum Privatier gemacht, was meinen Vater, den gelernten Müller und vorgesehenen Erben, bis ins Mark seiner Existenz traf. Diese „Enteignung“ wird auch die Ursache seiner explosiven Gefühls- und Zornesausbrüche gewesen sein, die ihn in bestimmten Zeitabständen auftretend,

voller Unnachsichtigkeit erfassten. Ihm wurde die Belastung des Alltagsgleichmaßes unerträglich. Es gingen ihm die Pferde durch. Er durchbrach den grauen Werktag, koste es was es wolle. Er forderte die völlige Unabhängigkeit für sich, die es aber im gleichförmigen Tages- und Arbeitsablauf nicht gibt. Das muss man begreifen.

Seinen Ärger und seiner Unzufriedenheit gab er mit heftigen Worten Ausdruck, wobei er über eine nichtachtungsvolle Tonleiter von urwüchsigen Worten verfügte. In seinem Unwillen konnte er über alles eine Kanonade von Schimpferei loslassen. Über die Regierung, über jede Obrigkeit, jeden Zeitungsredakteur, wohl wissend wie man es besser macht.

Einem aber gehörte seine positive Gefühlseinstellung: Rudolf Steiner, dem Begründer der Anthroposophie. Dann konnte er stundenlang einen Meinungs austausch führen. Steiner, der große Pädagoge, Philosoph, Vater und Urheber der Anthroposophie. Der die Konzeption seiner Geisteslehre von der „Weisheit vom Menschen“ durch intensive Beschäftigung mit den naturwissenschaftlichen Schriften Goethes erlangt hat. Steiner gab der Gedankenwelt meines Vaters höchste Befruchtung, dabei fühlte er sich in dem ihm gemäßen Element.

Ich hörte ihm gerne stundenlang zu, obwohl er misstrauisch war, wenn ich auf ihn einging. Er glaubte mehr, ich schaffe damit lediglich die Voraussetzung für ein munteres Wortscharmützel und sagte, dass ich zu ungeeignet sei, um die Großartigkeit der Gedanken bei meiner Unempfänglichkeit für geistige Werte zu erfassen. Aber der Eifer und das Feuer seiner Beredsamkeit, seine einseitige, überspitzte Begeisterung waren immer schön.

Wenn ich zurückdenke an die abendlichen Debatten über diese Weltanschauung „Der Doktor sagt“, so mag mir vieles diffus, verstiegen, ja sogar bombastisch vorgekommen sein. Denn ich ging im späteren Leben nie auf die Lehre ein, ich bewegte mich als Jüngling, wie im Mannesalter stets gegen-

wartsbezogen und stellte mich auf nützliches Handeln und brauchbares Vollbringen ein.

Heute klingen mir die Diskussionen, die vor 50 Jahren geführt wurden, noch nach wie ein verschwommenes Echo.

Skeptiker und Gegner der Anthroposophen sagten 1925, als Rudolf Steiner starb, dieser Lehre ihr baldiges Ende voraus. Doch die Gemeinde Steiner behauptete sich, wird größer und findet eine beachtliche Aktualität in der weiten Verbreitung und Frequentation der Steiner'schen Waldorfschulen.

Das Bild meines Vaters wäre aber nur halbwegs naturgetreu, wenn man nicht auch seine Liebe zu Gottes freier Natur vermerkt. Feld und Wald war ihm andächtiger und liebgewordener Aufenthalt. Hier wanderte er stundenlang (jeden Sonntag), sang ein Lied, hing seinen Ideen nach und freute sich an Pflanzen und Tieren. Er kannte jede Vogelart, alle Baumarten, jede Blume. Für ihn galt in seinem Empfinden „all meiner Lust und Wegen wie andächt'ger Aufenthalt“, wie der Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff es sagte.

Mit meinem Vater zusammen zu sein war eine lebhaft, lustige Plauderei, mit deftigen Gedankensplintern und Schnurren gespickt. Bei Tischrunden war er Mittelpunkt. Aber sein starkes Selbstgefühl, sein bürgerlicher Stolz waren verletzlich. Es hinderte ihn nichts, wenn eine Grenze überschritten wurde, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und den Verletzer seines Ehrgefühls tätlich anzugreifen. Das kam des öfteren vor, brachte aber seine Beliebtheit keinesfalls ins Minus. Er war ein feuriges Original.

Das beweist auch die kurze Geschichte. Im ersten Weltkrieg 1914/18 wurde mein Vater (42) noch zum Militär eingezogen und als Gefangenenerwärter in ein Dorf hinter Ulm abkommandiert. Die ihm unterstellten russischen Kriegsgefangenen waren zur Arbeit auf den einzelnen Gehöften eingesetzt. (Daran kann ich mich wohl noch entsinnen, denn ich verbrachte meine Vakanz dort.) Es geschah, dass ein Bauer

einen Gefangenen misshandelte. Mein Vater, als der Wachhabende, redete nicht in den Wind, sondern zog den Kriegsgefangenen von der Hofstelle zurück und gab dem Bauern eine gehörige Tracht Prügel. Er war eben so. Er wich einer Sache nicht aus. Einen Schutzbefohlenen ließ er nicht der Willkür ausgeliefert.

Den Kampf ums Dasein bestand er. Die Aufgabe, das Leben zu leben, verstand er auf eine ungebundene Weise zu meistern.

Fragst du: Für wen ich schrieb,

so sag ich dir: Für dich.

Und schreib ich dir was auf den Leib,

so fand ich dabei: Mich.

Die sich mir bietende berufliche Möglichkeit in Lüneburg wurde also angepackt, was auch die weiteren Umstände bringen mögen.

Es war ein Unterfangen, bei dem ich ganz auf mich selbst gestellt war.

Mir kam im Leben zugute, was ich erst später erfasste, dass ich den standhaften Charakter meiner wirklichkeitsnahen, lebenserfahrenen Mutter als Veranlagung geerbt habe. Ich blieb bei all meinen Jugendträumen und ich ließ meine Gedanken voll beglückender Phantasie herrlich schweifen - mit beiden Füßen fest auf der Erde stehend.

Den Einfluss, den meine Mutter auf mich ausübte, wirkte beispielhaft immer wieder darin „bleib ehrlich“, „werde im Leben kein Schuldenmacher, erst sparen - dann kaufen“. Und um meinen sittlichen Wert bemüht: „Verführe kein Mädchen.“ Und als echte Schmiedemeistertochter sagte sie als Aufklärung für mich: „In Hamburg hat schon mancher sein Hufeisen verloren.“ Ich bin in einer Zeit aufgewachsen, in der Geschlechterziehung im Elternhaus im Wesentlichen im Ablenken und Bewahren bestand.

Der Einwirkung meiner Mutter war ich immer zugetan. Was sie sagte war für mich weitgehend gültig. Bei aller schlichten Rede erforderten ihre Grundsätze aber einen entschlossenen Willen. Und als mir dann mit 21 Jahren die Hauptkassenführung in der Firma übertragen wurde, schrieb mir diese prächtige Mutter (und wir schrieben uns ständig): Mach aber täglich Kassensturz; mach keinen Feierabend bevor die Kasse nicht auf Heller und Pfennig stimmt.

Ich tat es.

Bei meinem beruflichen Vertrauensposten der Ein- und Auszahlungstätigkeit denke ich an meine Lehrlingsbeschäftigung als Geldscheinzähler und Geldwegbringen an das Jahr 1923 zurück.

Es war die Zeit in der ständig eine Geldflut durch die Notenpresse gedruckt, aber nichts produziert wurde. Es war die Zeit der ungeheuerlichsten Inflation, die ein Land je durchlebt hat. Man maß sie am Dollarkurs, der täglich veröffentlicht wurde. Im Januar war ein Dollar 20.000 Mark wert gewesen, im August kostete er eine Million, im September eine Milliarde (= 1.000 Millionen), im Oktober eine Billion (= 1.000 Milliarden).

Nicht nur alle Geldvermögen und Sparkonten waren vernichtet, auch Löhne und Gehälter waren im Herbst 1923 wertlos, sobald sie ausgezahlt wurden. Es war das wirtschaftliche Chaos im Kielwasser des politischen Durcheinander: Besetzung des Ruhrgebiets (1923) durch die Franzosen mit „passivem Widerstand“, praktisch einen Dauergeneralstreik der Deutschen im besetzten Gebiet. Bayern unter einer Rechtsregierung. Sachsen und Thüringen unter Volksfrontregierungen. Eine Regierungskoalition zwischen bürgerlichen Linksparteien, Sozialdemokraten (Sozialisten), Linkssozialisten und Kommunisten. Das Rheinland unter Separatisten mit ihrem Bestreben auf Herauslösung des Gebietsteils aus dem bisherigen Staatsgebiet und mit dem Ziel den Anschluss an Frankreich zu erreichen. In Hamburg putschten die Kommunisten.

In Küsterin die Schwarze Reichswehr. In München Hitler.

Die Rentenmark, durch Gesetz vom 13.10.1923 geschaffen, kam als neue Währung, die bei ehrlicher Arbeit wieder ehrlichen Lohn gab.

Lüneburg

Also gut, ich trat am 16. August 1928, mit dem Fernzug aus Süddeutschland kommend, meine Stellung in Lüneburg an. Alles was ich hatte, trug ich bei mir. Es nieselte, als ich frühmorgens den Bahnhof verließ und stadteinwärts ging. Hier hatte ich nun meinen Mann zu stehen. Durch die Straßen gehend erhielt ich meinen ersten Eindruck von diesem malerischen Städtebild, vom Kaufhaus, dem alten Kran mit dem Blick auf den Stintmarkt und dem kleinen Hafen. Weiter ging es zum Marktplatz mit seinem großartigen Rathaus und ich fragte mich weiter durch „zum Meere“, dort wo ich meine neue Stellung anzutreten hatte. Diese Stadt hatte kein Allerwelts- gesicht grau in grau. Sie bewies mir auf den ersten Blick die herrlichen Schönheiten von historischen Bauwerken.

In der ersten Stunde aber konnte ich nicht vermuten, dass diese Stadt mir auch für mein späteres Leben soviel Inhalt geben, sie mir zur zweiten Heimat werden und dass ich sie 45 Jahre später zu meinem Ruhesitz wählen würde.

In etwas verwirrter Befangenheit betrat ich nach 24-stündigem Unterwegssein das „Comptoir“, als Stätte meines neuen Arbeitsplatzes. Am Schreibtisch saß vornehm winkend der Genossenschaftsleiter Herr Erich Krause mit Zwicker und einen in der Mitte gezogenen Scheitel, der mich willkommen hieß, mir nach kurzem Gespräch das Stehpult in seinem Büro und damit gleichzeitig die erste Arbeit anwies. Das ging schnell.

In Geschäftsführer Krause lernte ich eine andere Wesensart kennen, als bei meinen bisherigen genossenschaftlichen Leit-

bildern. Er gehörte keineswegs zu den Haudegen. Im Gegenteil, er war still, bescheiden und immer gleich bleibend ruhig. Er zeigte sich in all den Jahren als ein von Scheitel bis zur Sohle korrekter Genossenschafter und beherrschte sein Metier als geschäftsführendes Vorstandsmitglied vollkommen. Er ließ sich jedoch von einer festen Vereinsstruktur gängeln.

In x-bestehenden und im Sonderfall auch neu eingesetzten Kommissionen wurde das Mitreden ständig geprobt. Erich Krause wusste bei all seiner Feinfühligkeit schon was er wollte und besaß bei jedem Genossenschaftsmitglied Beliebtheit und Achtung. Die fünf Jahre meiner dortigen Beschäftigung zeigten, dass wir uns sehr gut verstanden. Geschäftsführer Krause war mir in jeder Weise gut gesinnt. Und wir fanden uns auch im privaten Kreis. Nach 1933 standen wir zueinander auf Dußfuß. Es verband uns über die Jahrzehnte hinweg eine solidarische Übereinstimmung und gute Freundschaft.

Ich sagte schon, der erste Arbeitsvorgang kam gleich bei meinem Eintritt und meiner Vorstellung auf mich zu. Aber ich war von der langen, anstrengenden Bahnfahrt mit meinen Kräften und der geistigen Aufmerksamkeit völlig verbraucht und gab nach einiger Zeit das zu erkennen. Sofort nahm sich das geschäftsführende Vorstandsmitglied meiner an, ging mit mir ins Restaurant und ich konnte dann meine Zimmersuche erledigen.

Das war nicht einfach. Ich landete dabei auf der Rübekuhle 7b in einem Wohngebäude der „Vereinsbäckerei“ bei der armen Witwe Helene Häusler. Ich hatte ein nettes, einfaches Zimmer mit einem großen Kachelofen und ein Kabuff in dem die Bettstelle war. Ich wohnte dort eindreiviertel Jahre, aber ich konnte das bejammernswerte nächtliche leise Weinen und Stöhnen meiner von Schmerz ständig gepeinigten Wirtin nicht durchhalten. Diese Mietkündigung tat mir leid. Ich zog dann in Lüneburg mehrmals um und bekam eine Zweizimmerwohnung bei dem vornehmen, verarmten Fräulein Elsbeth Walldorf in der Feldstraße 1. Ich nannte die Dame „Tantchen“. Ich erzähle

es, weil auch solche Mosaiksteinchen ins Bildwerk einer Vergangenheit eingefügt werden können.

In den fünf Jahren, in denen ich in Lüneburg lebte, ging ich meiner Arbeit mit Interesse nach. Es gab keinen Tag, der mir, wenn ich früh aufstand, nicht zusagte und mit dem ich nichts anzufangen oder anzustellen wusste. Es war eine Zeit, in der ich mich täglich als Autodidakt betätigte, um meine Allgemeinbildung und meine berufliche Bildung weiterzuführen.

Ich kaufte mir für viel erspartes Geld das Lehrbuch „Die Handelshochschule“ der Wirtschaftswissenschaften in vier Bänden vom Industrieverlag Spaeth und Linde. Ein Werk, aus dem ich lernte und das ich oft wieder zur Hand nahm, wenn ich in späteren Jahren Vorträge ausarbeitete oder einen Artikel für die konsumgenossenschaftliche Fachzeitung schrieb.

In Lüneburg fand ich Interesse am örtlichen Parteileben. Es war rege und durch aktuelle Vorträge recht aufgeschlossen. Es gehörte zur politischen Lebensart dieser Stadt, dass die Verbundenheit der Arbeiterschaft unter sich hochgehalten wurde. Der sozialistischen Idee war ich aufgeschlossen. Nicht nur, dass ich über Wirtschaftssysteme und Gesellschaftsordnungen viel las, sondern ich stand ja auch der rauen Wirklichkeit des Alltags gegenüber und machte mir meine eigenen Gedanken. Aber nur Gedanken reichen nicht aus und ändern nichts. Man muss und hat dabei selbst etwas zu tun und sich für eine bessere soziale Gerechtigkeit einzusetzen. Gerade hier in Lüneburg erregte das monatliche Zusammenkommen der Parteimitglieder mein Interesse. Die Versammlungen waren an und für sich gut besucht und hatten, das muss man sagen, ein politisches Niveau. Ich habe in Bezug auf örtliches Parteileben auch das Gegenteil kennen gelernt.

In Lüneburg traten bei den Veranstaltungen jedes Mal Diskussionsredner in Erscheinung, die mit den Spielregeln eines politischen Meinungsaustausches wohl vertraut waren und einen regen Gebrauch von ihrem Recht auf freie Meinungsäußerung machten. Natürlich gab es auch ein Raufen um For-

derungen, Theorien und Personen. Muntere Diskussion muss sein. Man kann aufgeworfene Probleme nur durch ein Ausdiskutieren der Gesichtspunkte verständlich machen und lösen oder sie als Sinnlosigkeit in die Ecke stellen. Krakeeler kamen nicht hoch. Streit- und Lärmmacher bekamen kein Bein auf die Erde.

Die örtliche Partei stellte auch im Rat der Stadt Senatoren und zum Teil Mehrheiten im Stadtparlament. Es waren durchweg gesetzte erfahrene Kommunalpolitiker mit Durchschlagskraft und Ansehen.

Nachdem ich meine berufliche Aufgabenstellung (was für mich immer zuerst kam) sicher beherrschte, gesellte ich mich zu dem Kreis gleicher politischer Anschauung. Ich wurde aktiv und kam dabei schnell in den örtlichen Parteivorstand.

Bei einem Gespräch in der Lokalredaktion wurde ich von einem Redakteur der Harburger Volkszeitung ermutigt, für die örtliche Presseausgabe zu schreiben. Ich stellte mich. Es war aber ein Kapitel für sich, bis ich dahinter kam so zu schreiben, dass meine Berichte überhaupt in die Zeitung aufgenommen wurden. In dem nicht mehr als einmal geführten Gespräch sagte der Redakteur: „Sie können und dürfen sich nicht entmutigen lassen, wenn ihre Schilderung nicht aufgenommen wird. Schreiben Sie und schreiben Sie an meine Adresse. Mit der Zeit werden Sie dann ein Resümee Ihrer Darstellung in der Zeitung finden.“

Ich brauchte den Zuspruch. Lange Zeit fand ich kein Wort von dem, was ich geschrieben hatte. Dann und wann waren es erst wenige Sätze aus meinem Manuskript. Ich machte mir nämlich jedes Mal einen Durchschlag um zu erkennen, was geschrieben wurde und lernte daraus nach und nach zu beurteilen, auf was es ankam. Schließlich sprach mit mir keiner und kümmerte sich auch keiner um mich. Man stellte mir Aufgaben und gab mir Eintrittskarten und eine Pressekarte. Endlich aber bekam ich den Bogen heraus und wusste, wie man eine Sache bringen musste.

Am besten lagen mir die politischen Versammlungsberichte. Ich wurde ganze Druckspalten „los“. Allerdings Zeilengeld nahm ich nicht, es war ja die „Volkszeitung“.

Wenn ich munter und dreist über etwas schrieb, rückten mir ein paar Mal die Veranstalter ins Büro der Lüneburger Ortsausgabe und wollten den Schreiber des Artikels sprechen. Heute schmunzle ich über meine Unverfrorenheit. Obwohl ich es bestimmt nicht so im Sinn hatte, verhielt ich mich kritisch und auffällig. Ich verbrachte folglich fleißige Tage und schreibende Nächte. Mit dem politischen Geschehen war ich eben zu sehr konfrontiert und engagiert.

Als die Nazis Mitte der zwanziger Jahre ihren Gau Lüneburg-Stade gründeten, war das noch auf lange Zeit ein kleiner Haufen von Randalierern. Den Gauleiter (der Name gehört nicht in die Klasse geachteter Männer, wie sie hier genannt wurden) zeichnete ein rüdes Benehmen aus, wie das die meisten der braunen „Herrenrasse“ zeigten. Ich hatte mit ihm nichts zu tun. Zum Zeitablauf muss gesagt werden: In der Lüneburger Heide gewannen die Nazis Interesse und Zustimmung bei der mittelständischen Bevölkerung. Diese setzte sich vorwiegend aus der Landwirtschaft zusammen und fühlte sich anfangs aus ihren politischen Vorstellungen zum Nazismus hingezogen.

Die Reichstagswahlen ab 1930 brachten der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) im Regierungsbezirk Lüneburg einen Erfolg nach dem andern und zogen weitgehend die Stimmen von den bisherigen Nichtwählern und Jungwählern auf sich. Die Nazis trommelten ständig unter großem Krach.

Am 1. August 1929 kreuzten in Lüneburg die „Bombenleger“ auf. Es kam an diesem Tag zu einem Bombenattentat im Hause des jüdischen Rechtsanwalt und Notar Dr. jur. Emil Strauß am Lüneer Weg 8. Ich hörte die mitternächtliche Detonation, weil ich nicht weit davon mein Junggesellenzimmer hatte. Einen Monat später, am 6. September 1929, ereignete sich ein Bombenanschlag auf das Regierungsgebäude in

Lüneburg am Ochsenmarkt. Wie sich im Nachhinein im so genannten Bombenlegerprozess von 1930 zeigte, galt für einen Teil der Angeklagten, dass die Schadenersatzforderungen mit Hilfe der NSDAP reguliert wurden. Die Propaganda der NSDAP hat später den Bombenlegerprozess für ihre Zwecke gehörig ausgeschlachtet und die Täter als Gesinnungsgenossen dargestellt. Voll abzusitzen brauchten die Verurteilten ihre Strafe nicht, sie wurden im Juni 1932 in die Freiheit entlassen.

Der Gauleiter, das sollte noch ergänzend gesagt werden, wurde nach Hitlers Machtergreifung für geeignet gehalten, als Präsident des Hannoverschen Provinziallandtages und preußischer Staatsrat zu fungieren. Er verstarb, nachdem die Briten am 18. April 1945 in die Stadt Lüneburg eingerückt waren, im Lüneburger Krankenhaus.

Es war das Jahr 1931, als ich zum ersten Vorsitzenden der SPD der Stadt Lüneburg gewählt wurde. 1931 - 1933 waren jene hektischen Jahre der Entscheidung um die erste deutsche Republik. Deutschland hatte Ende 1931 die größte Massenarbeitslosigkeit, die von der Weltwirtschaftskrise verursacht worden war. Die fast sechs Millionen Arbeitslosen waren auf eine kümmerliche Wohlfahrtsunterstützung angewiesen, die kaum ausreichte die Familie zu ernähren und das Hungertuch zur täglichen Tischdecke werden ließ.

Die NSDAP hatte großen Zulauf und musterte 800.000 Mitglieder. Mit dem 14. September 1931 bildete sie im Reichstag nach der SPD die zweitstärkste Fraktion. Ihr erklärtes Ziel war die Abschaffung des „Systems“, den Machteinbruch der ersten parlamentarischen Demokratie in Deutschland. Das Brecheisen zu dieser Demontage wurde mit immer stärkerer Wucht angesetzt. Reichskanzler Heinrich Brüning von der Zentrumspartei bildete ein Kabinett der bürgerlichen Mitte ohne koalitionsmäßige Bindung. Er regierte bei katastrophaler Verschlimmerung der Wirtschaftskrise mit dem Notverordnungsrecht. Die SPD ließ Brüning mit seinem radikalen Sparprogramm gewähren, um Schlimmeres zu vermeiden.

Der Ansturm der Gegner von rechts und links auf diese Republik von Weimar steigerte sich mit gewaltiger Radikalität von Monat zu Monat. Es war das stürmische Andringen zur Aushöhlung demokratischer Grundrechte und individueller Freiheitsrechte.

Dabei fiel es den führenden Politikern der SPD immer schwerer, ihre Defensivverteidigung den Anhängern verständlich zu machen. In den Diskussionen und Versammlungen redete man sich die Köpfe heiß, um diese Politik des „kleineren Übels“ begreiflich zu machen. Versammlungen und Funktionärssitzungen liefen in einer Tour.

Ich darf in die Erinnerung rufen, das alles erforderte Organisation und einen großen Einsatz, so dass neben Beruf und Parteiarbeit so gut wie keine Freizeit übrig blieb. Auch keine Zeit zum poussieren, dem Vorrecht der Jugend. Ich glaube heute, ich muss ein komischer Heiliger gewesen sein, weil ich der Politik den Vorzug gab und im privaten Dasein nicht der Liebelei.

Wo es doch so viele schöne, hübsche, schlanke, bezaubernde, auch mollige, knackige und charmante Madel gab. Es war jedoch keine heilige Einfalt, der ich mich verschrieb. Es war auch keine Lebensfremdheit. Es war wohl ein starkes Streben nach Selbstbehauptung und Erfolg (nicht bei den Frauen) ausschlaggebend, dass ich mich keinesfalls verplempern und verspielen wollte. Es war eine bewusste Zügelführung, die ich mir anlegte. Es war keine verkehrte Einstellung. Als Lorbeer habe ich dann meine Else bekommen. Übrigens meine Genossen sagten mir damals in meiner politischen Arbeit nach, dass ich über eine gute Organisationsgabe verfüge, wobei ich als Versammlungsredner wenig hervortrat, natürlich aber als Versammlungs- und Diskussionsleiter. Die politische Entwicklung erforderte den ganzen Mann.



Abbildung 1 – „Die Naturfreunde“ – Gautreffen zu Pfingsten in Lüneburg

Die reaktionären und faschistischen Gegner verbanden sich in der „Harzburger Front“. Das war ein Zusammenschluss der „nationalen Opposition“ (Nationalsozialisten, Deutschnationale, Stahlhelm, die Vereinigung Vaterländischer Verbände) unter Führung von Hitler, Hugenberg und Seldte im Kampf gegen Brüning und seine von der SPD tolerierte Minderheitsregierung. Sie forderte auf der Harzburger Tagung am 11.10.1931 den Rücktritt der Regierungen im Reich und in Preußen, sowie die Auflösung des preußischen Landtags.

Die offensive Auseinandersetzung kam jetzt permanent auf die Tagesordnung. Der „Harzburger Front“ wurde die

„Eiserne Front“ der staatstreuen Bürger entgegengesetzt, die die Gewerkschaften des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, der SPD, das Reichsbanner und die Arbeitersportbewegung in der Abwehr zusammenfassen und mobil machen sollte. Allerorts regte sich ein kämpferischer Wille. Eindrucksvolle Kundgebungen und Aufmärsche kamen zustande. In einem Aufruf zum neuen Jahr erklärte Otto Wels (der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands), 1932 werde die Entscheidung zwischen Sozialdemokratie und Nationalsozialismus fallen. Es entwickelte sich auf der ganzen Linie ein intensiver Propagandakrieg, der das Gefühl vermittelte, dem Faschismus Einhalt bieten zu können. Doch die politischen Fakten ließen keine Illusionen aufkommen. Um einen Erfolg Hitlers zu verhindern, unterstützte die SPD bei der Reichspräsidentenwahl im März 1932 den 84-jährigen Ex-Feldmarschall Paul von Hindenburg. Bei der ersten Volkswahl des Reichspräsidenten 1925 war er noch der Kandidat der Rechtsparteien und wurde jetzt 1932 als Kandidat der republikanischen Parteien gegen Hitler und Thälmann (KPD) mit 53 Prozent der Stimmen zum Reichspräsidenten gewählt.

Bei den Landtagswahlen in Preußen am 25. April 1932 verlor die bisherige Koalition ihre Mehrheit. Die NSDAP-Fraktion schnellte von acht auf 162 Abgeordnete hoch, verfehlte allerdings die Mehrheit.

Aber das letzte Bollwerk der Republik wurde erschüttert. Am 30. Mai 1932 entließ Hindenburg den Zentrumsman Reichskanzler Brüning und ernannte den ultrakonservativen, monarchistisch gesinnten Franz von Pappen zum Reichskanzler. Am 20. Juli prompt erklärte von Pappen die preußische Regierung für abgesetzt, ein klarer Verfassungsbruch, der von Reichspräsident von Hindenburg gedeckt wurde. Der Staatsstreich kam zustande. Der preußische Innenminister Karl Severing (SPD), der „nur der Gewalt“ weichen wollte, wich ohne Widerstand der „Gewalt“ in Form von drei Polizeibeamten.

In der Nacht noch erteilte der SPD-Parteivorstand die Anweisung jeden Widerstand aufzugeben.

Die verhängnisvolle Entwicklung nahm ihren Lauf und es ist eine Aufgabe für die Historiker, den unheilvollen politischen Weg und die elementaren Zusammenhänge bloßzulegen. Für mich war es ein bitterer Lebensabschnitt. Was viele Menschen als bitteres Ende und schweres auf sie zukommendes Schicksal empfanden, kennzeichnete Prof. Wilhelm Reinecke, Museumsdirektor und Geschichteschreiber der Stadt Lüneburg, so:

„Der Zukunft entgegen ... das Ergebnis eben dieses Jahres 1933 jedoch in seiner Bedeutung heute schon voll begreifen, in knappen Worten das Wesentliche dieses gewaltigen Gegenwartsdramas darstellen zu wollen, wäre ein seltsames Unterfangen. Was die Geschichte einer kleinen Mittelstadt in Tagen, die ein neues Reich gestalten, Tagen, in denen ein Führer von heldenhaftem Ausmaß, ein zu rechter Stunde wieder erstandener Jung-Siegfried, angetreten ist zum Kampfe gegen den Drachen innerer Zerrissenheit, fest gewillt endlich, endlich das deutsche Volk nach soviel Zwietracht und Hader zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschweißen.“

Diese geistige Tranfunzel von einem Geschichtsschreiber zelebrierte weiter als nun die Ratte nach Lüneburg kam: „... und immer mehr Blicke richteten sich voll Spannung nach Norden. Da erkannte man hoch in den Lüften das ersehnte Flugzeug. Es senkte sich jenseits der Stadt in ruhigem Gleitfluge hernieder, und kurz darauf vernahm man zum ersten Male aus dem Munde des Vielgenannten, damals noch Vielverkannten, eine kurze inhaltsschwere Ansprache. Sie erfüllte in ihrer schlichten, eindringlichen Art aller Gemüter mit jubelndem Vertrauen. Die Freudenbotschaft an die Hirten auf dem Felde kann nicht eindrucksvoller gewesen sein. Ein Jeder fühlte es: Das waren nicht hohle Worte. Hier war ein Gelöbnis ausgesprochen, tief heraus aus einem tatenfrohen, von heißer Liebe zum deutschen Vaterlande erfüllten Herzen.“

Hier blieb nur noch das Fazit für mich: Lieber Gott, hüte Deine kleinen Menschen vor hohlen Schwätzern und vor großen Zeiten!

Die wahrhaft großen Tage des sonnigen Hitlerjahres kamen: Permanente Hausdurchsuchungen, Verhaftungen, Polizeiaufsicht mit ständiger polizeilicher Meldepflicht und Arbeitslosigkeit aus politischen Gründen. Anders als viele meiner politischen Gesinnungsfreunde in der gleichen schicksalhaften Lage war ich noch ohne Familie und konnte in meiner Existenzbedrohung ins Elternhaus zurückkehren, wo ich verständnisvolle und herzliche Aufnahme fand. Meinen fünfjährigen Aufenthalt in Lüneburg (1928 - 1933), mit seinem jähen Abbruch, betrachte ich als eine Zeit, an die ich mich mit natürlichem Stolz und Selbstachtung erinnere. Jeder Gedanke an diese Stadt meiner Jugendjahre war mir eine Bereicherung. Denn ich erlangte und bekam durch meine Tätigkeit ein Gespür, das sich mir in meinem weiteren Leben und Verhalten anderen gegenüber als sehr nützlich erweisen sollte.

Wohl dem, der ein Elternhaus hat. Dort fand ich in meiner elenden Verfassung Zuflucht und innere Wärme. Ich stand noch, als ich von Lüneburg wegging unter Polizeiaufsicht (unter polizeilicher Meldepflicht) und musste demnach meinen neuen Wohnort angeben. Die Alteingesessenheit und das bürgerliche Ansehen meiner Eltern ließ mich aber in keine Schwierigkeit und in keine Verwicklung in meiner Heimatstadt geraten. Auch machte ich mir die Erkenntnis zu Eigen, dass wer in Gefahr ist, besser sieht, besser hört und jede Handlung besser überlegt.

Geduckt lief ich nicht durch die Gegend. Überhaupt: Meine Mutter hielt mich für einen hübschen, schneidigen Burschen und betrachtete mich mit Wohlgefallen und mein Vater meinte, dass ich, nachdem ich nun genug geredet habe, jetzt auch das Schweigen als eine Übung für Fortgeschrittene zu erlernen hätte.

Wir verstanden uns alle ganz gut und meine Anwesenheit löste in unserer selbstbewussten Familie, die seit jeher Auf und

Ab gewöhnt war, keinen Wirbel aus. Da meine Schwester aus Palästina zu Besuch war, verbrachten wir die Zeit in geschwisterlicher Eintracht. Ich führte sie und die kleine Hannelore spazieren und verbrachte so meine Tage, wobei an erster Stelle die Suche nach Arbeit stand, was es auch sei. Hinter diesem Schein eines friedlichen und einfachen Lebens lag natürlich die Sorge um meine Zukunft wie eine harte Faust in meinem Nacken.

Eine ruhelose Sehnsucht ergriff mich. Auf dem Vertiko im elterlichen Wohnzimmer postierte ich gleich mit meiner Ankunft ein kleines Bild von meiner stillen Liebe.

Als ich zum ersten Mal diese schöne Oberprimanerin mit ihren blonden Zöpfen, ihren blauen Augen, ihrer hohen Stirn sah, war ich schlagartig elektrisiert und sagte zu dem neben mir sitzenden Freund: „Das soll mein Mädels werden.“ Nun lag es an mir, den Faden behutsam zu knüpfen, damit er nicht reißt. Es war ein allmähliches sich kennen lernen, denn meine mich „bezaubernde Schönheit“ musste sich auf das Abitur vorbereiten und war zum Ausgang schwer zu bewegen. Ihr Maturum fiel unter die seelische Belastung, dass gerade an dem Tag im Elternhaus Hausdurchsuchungen vor sich gingen. Die Reifeprüfung wurde dessen ungeachtet noch gut bestanden. So griff die Politik in unsere Liebe ein. Sie überließ uns einem ganz unsicheren Schicksal.

Meine Abreise aus Lüneburg war die Suche nach neuen Ufern, um eine Lebensgrundlage zu finden. Wir gaben uns beim Abschied noch nicht das Versprechen füreinander. Das wäre wohl leichtfertig gewesen. Denn sie, mein Kleinod, war noch jung und hatte Zeit und für mich bestand der ehrliche Wunsch, mich zu beweisen und wiederzukommen, Treue zu halten und eine unstillbare Sehnsucht wach zu halten. Fortuna stellte sich hierbei auf meine Seite, sie schenkte mir ihr mildes Lächeln: Ich bekam meine Else, wenn es auch noch lange dauerte. 1936 haben wir in der Michaeliskirche zu Lüneburg geheiratet. Ich bin heute noch von Glück erfüllt und habe eine



Abbildung 2 – Das Glück blieb ihm treu. Else und Max Langenbacher

treue Gefährtin, die im Sturm und Lebenskampf zuverlässig und klug war und von Jahr zu Jahr schöner wurde.

Goethe sagt: „Der liebt nicht, der die Fehler des Geliebten nicht für Tugenden hält.“

Die landläufige Meinung „wenn Liebe da ist, wird es schon gehen“ galt für mich als Ehealltag nicht. So wie in meiner Erkenntnis schon immer als Grundsatz galt, dass ein gesetztes Vertrauen täglich neu zu erwerben ist, so kann man auch das Glück einer Ehe nur durch Achtung vor dem Partner, durch Verständnis und Einfühlungsvermögen erhalten.

Schon die frühesten Beobachtungen aus meiner Umwelt ließen mich für mein späteres Leben zu der Einsicht kommen, dass erotische Abenteuer außerhalb der Ehe die Fähigkeit zur wahren Liebe abtöten, den anderen tief verletzt, und selbst das eigene Herz oberflächlich und belanglos machen.

Halte das Glück solange es noch Dein ist.
Halte das Glück, dann bleibt es Dir treu!

Aus einer auf vier Wochen beschränkten Einstellung wurde eine vierzigjährige geschäftsführende Vorstandstätigkeit. Mich erreichte 1933 eine kurze Nachricht vom Schriftführer des Aufsichtsrats des Konsumvereins Wittingen. Auf Hinweis des Verbandes nordwestdeutscher Konsumgenossenschaften e.V. Hamburg kam ich nach Wittingen, um die Buchführung auf das Laufende zu bringen. Meine Tätigkeit war allerdings durch einen entsprechenden Einstellungsvermerk auf vier Wochen beschränkt. Mit mir konnte man es ja machen, ich war arbeitslos. Der Aufforderung kam ich sofort am 15. November 1933 nach. Auch wenn es nur ein Hin- und wieder Zurückfahren geworden wäre. Was ich mir in meiner Arbeit zutraute, wie ich mich zu verhalten und in welcher Weise ich aufzutreten hatte, machte mir keine Sorge.

Auf was ich mich aber politisch gefasst machen musste, bei einer Entfernung von 70 km nach Lüneburg, wo ich politischer Spitzenfunktionär (erster Vorsitzender der SPD) gewesen war und unter Polizeiaufsicht stand, überließ ich dem schicksalhaften Geschehen. Aus der für vier Wochen angesetzten Aushilfestellung wurde allerdings eine vierzigjährige konsumgenossenschaftliche Vorstandstätigkeit.

Wittingen war ein kleines Landstädtchen von 3.000 Einwohnern. Als ich ankam und die Bahnhofstraße stadteinwärts ging, war der erste Eindruck ein Stau von Fuhrwerken. Es war gerade der wöchentliche Schweineablieferungstag zur Bahnverladung aus dem Großeinkauf der Viehverwertungsgenossenschaft, die damals die größte Viehverwertungs-, Bezugs- und Absatzgenossenschaft Deutschlands war. Für die Bauern aus den Gehöften und den kleinen Dörfern der Umgegend war Schweinemast und Ferkelaufzucht und auch für die Häusler ein wichtiger Erwerbszweig.

Bei meinem Eintreffen im KONSUM auf dem Flur zum Geschäftsführerzimmer, wurde ich als erste Begrüßung von



Abbildung 3 – Heinrich Kalefendt

einem Wolfshund mit wütendem Gebell empfangen. Mein Anlauf, wieder aktiv zu werden, stieß also zunächst einmal auf massiven Widerstand. Sollte dieses Gebell mich verjagen oder war es als ein Vorzeichen zu denken, dass mir ein harter Gang bevorstand? Es erschien dann auch der Geschäftsführer der Genossenschaft, Herr Heinrich Kalefendt, ein rundlicher, fülliger, gutartig erscheinender Mann.

Sein Verein war vollkommen verfahren. Aber Heinrich Kalefendt hatte eine genossenschaftliche Vergangenheit. Er war der Mitbegründer dieser Konsumgenossenschaft und der treibende Mann dieses Vorhabens. Als Sohn dieses Städtchens mit allen bekannt und vertraut. Er konnte reden wie ein Buch, wissend, wie man eine Sache verwirklichen kann. Vor Hitlers Machtübernahme war er jahrelang Kreistagsabgeordneter, natürlich auch im Rat der Stadt Wittingen.

Er war ein Mann, so lernte ich ihn kennen, der sich aus jeder Situation und Kalamität herauswinden konnte und er hatte zwei Ohren. Seine prächtige Bauernschläue war für mich über die ganzen Jahre meines Zusammenseins mit ihm eine Quelle ständigen Entzückens. Natürlich ärgerte ich mich immer über seine ungestraffte Arbeitsweise und über seine terminliche

Unzuverlässigkeit grün und blau. Ich brachte ihn auch zwischendurch gehörig auf Trab. Aber meinen Unwillen wusste der Schlaumeier immer wieder auf eine Art abzubiegen und man konnte ihm in der Tat nicht über eine Viertelstunde hinaus böse sein.

Ich würde ihn heute noch ins Schlepptau nehmen, aber nur weil er so warme menschliche Eigenschaften hatte. Seine Lebenserfahrung hatte Hand und Fuß. Er kam als fremdgeschriebener Zimmergeselle weit herum durch die deutschen Lande. Er konnte was erzählen, weil er wach durch die Gegend gewandert war, wobei er sich auch mit den Ideen der Arbeiterbewegung auseinandergesetzt hatte, die er geistig rege in sich aufnahm. Aus der Fremde heimkehrend gründete er in Wittingen 1911 den Konsumverein mit 71 Mitgliedern und wurde zum Geschäftsführer gewählt, ging aber noch seiner Tagesarbeit als Zimmerpolier nach. Von 1914 bis 1918 war er an der Front im ersten Weltkrieg.

Heinrich Kalefendt war ein Genossenschafter, der bei allen Mitgliedern angesehen war. Er wusste für die ländliche Haushaltsführung, was notwendig war und gebraucht wurde. Angefangen von den Töpfen und Pfannen bis zu den notwendigen Zutaten für's Schlachtfest und den Arbeitskitteln und Textilien, sowie Kurzwaren.

Er führte in seinem Warenangebot Furz und Feuerstein. Seine Geschäftsführung wurde wohl oder übel hingenommen. Kündigungsempfehlungen der Verbandsrevisoren kam der Aufsichtsrat in keiner Weise nach. Sie wären auch in der Generalversammlung bei der Beliebtheit und den ständigen Gefälligkeiten von Heinrich Kalefendt kaum durchzusetzen gewesen, weil es die Gefahr einer Auflösung des ganzen Vereins heraufbeschworen hätte.

Der härteste Widerpart war der von der Deutschen Arbeitsfront (DAF, gegründet nach Auflösung der Gewerkschaften, am 10.5.1933, als „Organisation aller schaffenden Deutschen der Stirn und der Faust“. Mit Hilfe der DAF übte Hitler einen

beherrschenden Einfluss auf das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben aus. Die DAF wurde am 10.10.1945 durch das Kontrollratsgesetz Nr. 2 aufgelöst.) eingesetzte Ortsbeauftragte, den Kalefendt vor der Machtübernahme einmal gewaltig auf den Teppich stellte, was der Zurechtgewiesene nicht verwinden konnte und nun glaubte, „jetzt hätte er ihn“.

Das Einwirken des Ortsbeauftragten auf mich, um Kalefendt an die Wand zu stellen, war umsonst, was ihn so ärgerte, dass er mich als „politisch unreif“ beschimpfte. Der Ortsbeauftragte hatte eben noch nicht die Routine, dass man den Teufel nicht mit dem Beelzebub beseitigen und einen ehrlichen politischen Mann, wie es Kalefendt war, nicht durch einen Mann derselben Blutgruppe arbeitslos machen kann. Das verspürte der neugebackene Politikaster nicht. Aber Heinrich Kalefendt merkte anscheinend diesen Zusammenhang, ohne dass ich mit ihm wegen der obwaltenden Umstände, über mich selbst sprach. Wohl aus seiner Lebenserfahrung heraus merkte er, dass ich zu ihm stand, denn er beachtete mich mit der größten Fairness und Anständigkeit. Er redete für meine Person das Wort, dass ich bei den Mitgliedern Ansehen gewann und mir vertraut wurde.

Ich als ständiger Einzelkämpfer muss mich allerdings wegen meines damaligen Scharfsinns als junger Mann heute noch wundern, wie ich die örtliche Situation richtig einzuschätzen und zu taxieren verstand.

Ich will noch etwas verweilen.

Heinrich Kalefendt war in seiner Art als Geschäftsführer ein wohl durchaus seltener Fall. Schreiben konnte er nicht. Zumindest habe ich nie ein von ihm verfasstes Schriftstück gesehen. Seine Geschäftsführerkorrespondenz und seine Warenbestellungen erledigte er gesprächsweise per Telefon.

Aber einer Sache das Wort reden, das konnte er auf seine Art ausgezeichnet. Er war gewieft und er wusste seine Rede (gerade damals, wo es durch den politischen Zustand für ihn

auch nichts zu reden gab) gut abzuschätzen. Er war gerissen im besten Sinne des Wortes und er konnte den anderen ganz schön auf den Arm nehmen. Dann glänzten nach dem Redecoup seine Äuglein im wohlgenährten Gesicht und seine rote Knollennase war noch einen Grad röter.

In gut gestimmter Laune trottete er dann seiner Arbeit auf dem Zentrallager nach, bei der er, was die Stundenzahl anbetraf, überhaupt kein Zeitmaß einhielt. Sei es auch schon am frühen morgen um 6 Uhr oder am späten Abend oder gar sonntags. Nicht nur durch Heinrich Kalefendt, sondern überhaupt in dieser beschaulichen Gegend um Wittingen wurde die Arbeit mit bedachtsamer Ruhe getan. Auch alle „Schlachtefeste“ (in vielen Haushalten möglichst zweimal im Jahre), Vereinsfeste und alle Jahre das wiederkehrende, unerlässliche Schützenfest wurden gewissenhaft begangen. Was dann noch dazwischen lag war Durst auf Wittinger-Pils mit einem doppelten Klaren und viel Klönen über das tägliche Einerlei, den nachhaltigen Erlebnissen aus der Zeit der Wanderschaft, der Kriegsteilnahme von 1914 bis 1918 und wie lange es wohl noch so weitergehen wird, bis bei dieser politischen Vorstellung es zum Desaster kommt.

Die Zeit als Zunftgeselle war immer ein Stichwort des Erzählens: Breitrempiger schwarzer Hut, die „Staude“ - das kragenlose Hemd mit der „Ehrbarkeit“, dem schmalen Binder geschnürt, angetan mit der Handwerkskluft und mit Wander sack - dem „Charlottenburger“, eine Garnitur Unterwäsche zum Wechseln, das waren und sind heute noch die reisenden Handwerker von den Zünften der „rechtsschaffenden fremden Zimmerer-, Dachdecker-, Maurer- und Steinhauergesellen“.

Aktiv-Sein, so erzählte Heinrich Kalefendt, das heißt für einen Zunftgesellen: Drei Jahre und einen Tag durch Europa wandern (Bahnfahrt war missbilligt und wurde abgelehnt). Näher als 50 Kilometer dürfen die wandernden Gesellen dabei ihrem Zuhause nicht bleiben. Tun es auch nicht. Die Landstraße, Wald und Feld ist ihr weit Revier, um durch Deutsch-

land und die europäischen Ländern zu tippeln. Eine bis zu acht Jahrhunderte alte Zunfttradition.

Mein Vater wanderte durch die Schweiz (gehörte aber nicht zu den Zunftgesellen). Ein paar Tage nur überschritt er die Grenze nach Frankreich, dann kam bei ihm, wie bei den wandernden Zunftgesellen der „Barras“ mit dem Einberufungsbefehl dazwischen, der die Dienstpflichtigen aushob. Das Lied vom Wandergesellen war damit jedes Mal ausgelesen. Die Heimat hatte ihn wieder und der Kommiss seinen Rekruten.

Mit den Mitgliedern des Aufsichtsrats konnte man zu später Stunde Gespräche mehr oder weniger offen führen. Die monatlichen Sitzungen dauerten fast regelmäßig bis über Mitternacht hinaus. Es war ein Klönen, ein stundenlanges Schwatzen über dies und das, wobei das „Schlachtefest“ und wie schwer bei jedem das Schwein war, eine besondere Wichtigkeit spielte. Zweieinhalb bis drei Zentner musste es schon wiegen. Beim Gewicht wurde immer etwas dazu geschwindelt, jeder wollte das schwerste Schwein herangefüttert haben. Überhaupt wurde das Schlachtefest besonders geschätzt. Die hohen Feiertage, so kann man schon für diese Gegend sagen, waren: Ostern, Schützenfest, Weihnachten und Schlachteköst.

Ab Mitte Oktober kann man nach altem Brauch mit dem Schlachten beginnen (einen Monat später ist es noch besser), denn von nun an hält sich das Eingeschlachtete.

Der Hausschlachter ist von Beruf meist ein Maurer. Ich frozelte immer über den Maurer: „Er wäre kein Dummer, er arbeite nur im S(u)mmmer und dauere ihm der Sommer noch zu lang, dann feiere er zwischendurch auch noch ein bisset krank.“

Da wir mehrere Maurer im Aufsichtsrat hatten, war es jedes Mal ein Spaß, wie das Karl Reuter auf den Plan rief und er über mich herfiel, bis er unter Gelächter den albernen Scherz verstand.

Der Hausschlachter ist im November mit seinen vielen Vereins- und Zunftfeten, seinen Nebelnässen und kämmenden Frösten gerade der geforderte Mann von frühmorgens an.

Wenn es noch duster ist, nimmt er vor Beginn der Arbeit einen „Lütten“ zur Brust und spät abends fegt er noch ein oder ein paar „Kurze“ mehr hinterher.

Mein Hausschlachter war Heinrich Kaefel, ein Mordskerl von gesunder Kraft und Trinkfestigkeit, aber ebenso auch an anständiger Gesinnung. 1946 bei der Wiedergründung der Konsumgenossenschaft wurde er mit überwiegender Mehrheit in den Vorstand der Genossenschaft gewählt.

Meine Freunde meinten und rieten mir als ich meinen Haushalt gründete: Wenn Du nicht schlachtest, bist Du von vornherein ein armer Mann, denn was Wurst und Fleisch im Schlachterladen kostet, kann man über das ganze Jahr gesehen schlechthin nicht aufbringen. Also wurde der kluge Hausmannsrat befolgt und mit den Schwiegereltern zusammen - je zur Hälfte - ein Schwein vor den Kopf gehauen.

Meine Else rannte beim ersten Mal davon als das Borstentier abgemurkst wurde. Im Jahr darauf konnte sie schon das Blut rühren und auch die Weihnachtsgans selbst ausnehmen.

Überhaupt ist das Schlachtefest der hauswirtschaftliche Brauch einer alteingesessenen Übung. In einem mächtigen Brühtrog, der im KONSUM von jedem Mitglied kostenlos geliehen werden konnte, wurde das Schwein gebrüht und mit dem Schaber die Borsten abgekratzt. Dann wurde es mit dem „Krummholz“ zum Abkühlen auf die Leiter gehängt. Es folgte eine Pause zum Auskühlen, begleitet mit den Worten: Und wenn das Schwein am Nagel hängt, dann wird der erste eingeschenkt.

Nach der Auskühlung ging der Schlachteablauf im zügigen Tempo weiter. Der Schlachter schnitt die Speckseiten und den Schinken heraus, löste das Fleisch für den Rauch ab und sorgte dafür, dass Wellfleisch, Herz, Kopf, Nacken in den (Wasch-)

Kessel kamen. War das Fleisch gar, kam der Schlachter nach ein paar Stunden wieder (inzwischen hatte er einem anderen Schwein den Garaus gemacht) und es begann das „Wostmachen“. Pfeffer, Piment, Mehl, Hafergrütze, Salz, Thymian und den Rum für die Mettwurst nicht vergessen, ebenso eine ganze Schüssel unter Tränen geschälte Zwiebeln waren ausreichend vorher griffbereit vorbereitet.

Das Ganze war ein geschäftiges Treiben und ein für jeden Haushalt „wichtiges“ ernst genommenes Ereignis. Nach getaner Arbeit begann bei Schnaps, Grog und Kaffee für die Helfer und Helferinnen und Hausleute dann der gemütliche Teil, denn jetzt war für die Mittagsmahlzeit im Winter vorgesorgt.

Die Zeiten haben sich inzwischen grundlegend geändert. Der Brauch von alters her verdient aber festgehalten zu werden. Es ist ein Stück Erinnerung in die Vergangenheit.

In meinen neuen Lebenskreis passte ich mich ohne zwischenmenschliche Schwierigkeiten an, nicht aber der politischen Zeitmeinung, was ich mit Zurückhaltung und genügend gewitzt auch durchhalten konnte.

Ich muss in dieser Hinsicht jedoch zugeben, dass wir als KONSUM-Geschäftsführer (Kalefendt und ich) auch nicht „gefragt“ waren. Wir standen mit unserem KONSUM ohnehin auf dem Aussterbe-Etat. Hinzu kam wohl als ausschlaggebend, dass die berufliche Stellung bei der völlig daniederliegenden Konsumgenossenschaft Wittingen so gering entlohnt, dafür aber ein gewissermaßen guter Sachverstand notwendig war, um praktische Probleme praktisch zu lösen, um die Genossenschaft überhaupt führen zu können.

Kein „Parteigenosse“ biss sozusagen an, um sich auf diesen wackeligen Geschäftsführerjob einzulassen. In dieser Beziehung gab es um mich in Wittingen, um meine Geschäftsführerstellung, nicht irgendein Postengerangel.

Obwohl es doch so war, dass nach der Machtübernahme durch die NSDAP der Zeitablauf voller hinterhältiger Haken

steckte. Hitler musste seine Anhänger auf Posten und in Ämter bringen.

Die außerhalb der Partei stehenden zählten zu den Volksgenossen, sozusagen zu den Mustern ohne Wert, die in keiner Weise im stufenweisen Aufbau innerhalb des Beamtentums befördert wurden oder sonst wie vorwärts kamen. Die damalige Ämtervergabe führte tausendfach (und wer wollte es schon verdenken) aus Opportunismus zu NSDAP-Mitläufern im gelben Hemde.

So schlitterte ich durch das Tausendjährige Reich ohne Höhepunkt und einer nur vagen Hoffnung.

Mein Glück fand ich lediglich im Erfolg meiner Arbeit und vor allem in meinem glücklichen Familiendasein mit meiner Else und ihrem stets rechten Verständnis. Die Zeitumstände waren bedenklich und brauchten die innere Verbundenheit. Denn das damalige Zeitgeschehen mit seiner Gewaltherrschaft, mit den vielfältig täglich ausgestoßenen Drohungen und Einschüchterungen, mit den aufs Schild gehobenen bestimmten Anschauungen und dem straff gegliederten und ausgerichteten Parteaufbau war dem einzelnen gegenüber ohne Nachsicht und gnadenlos in der Vernichtung seiner Existenz, wenn er der „Partei“ in die Quere geriet.

Bei vielen aber, die was werden und in ihrem Existenzaufbau vorwärts kommen wollten und sich „eingliederten“, hat dann immer noch die Kraft gereicht, auch dem Räderwerk zu entkommen und einer Machtausübung zu widerstehen, die diese Unrechtsordnung ihnen einräumte und verlangte. Es war ein wirkliches Wunder, das mir immer wieder beistand.

Nur darin, dass ich kein „Pg.“, also kein Mitglied der NSDAP war, ist die Ursache zu sehen, dass während des Krieges eine Anforderung zum Einsatz als Sonderbeauftragter in den Osten für meine Person annulliert wurde. Ein damaliger Geschäftsführer der Deugro (Deutsche Großeinkaufsgesellschaft) stellte für seine Aufgabe als Beauftragter für die wirt-

schaftliche Abschöpfung der eroberten Ostgebiete ein Team junger in der Praxis bewährter Genossenschaftsgeschäftsführer zusammen, in das auch ich einbezogen war. Den Grund meines „Sitzenbleibens“ erfuhr ich dann später. Meinen cleveren Kollegen in Schleswig traf über Nacht in der Wehrmacht von einer Kleiderkammer zur anderen, der hohe Dienstgrad, aber auch später das Schicksal in seiner ganzen Unerbittlichkeit.

Das Trauerspiel in der Verworrenheit der damaligen Zeitläufe forderte jedes Opfer. Vom Gerechten wie vom Ungerechten. Für jeden gab es bei dem Unglück, dem man nicht entgehen konnte, nur ein Glück, nicht in Schuld verstrickt zu werden.

Das gab es in jener Zeit nicht, dass ein Nicht-NSDAP-Mitglied eine seiner Fähigkeiten entsprechende gute, eine einträgliche oder eine hohe Position begleiten sollte, solange nur ein einigermaßen Bescheidwissenden oder auch abgebrochener Akademiker, der Pg. war, greifbar und nicht von vornweg eine zu große Niete war. Aber auch das spielte nicht die ausschlaggebende Rolle. Nieten mit denen nichts anzufangen war, liefen in allen Stellungen in rauen Mengen durch die Gegend. In Wittingen gingen die Uhren auch nicht anders, aber ihr Ticktack war besser zu hören und abzuschätzen.

Meine Arbeit und die mir gestellte Sanierungsaufgabe musste ich unter sehr einfachen Verhältnissen wie ich sie vorher nicht annähernd kennen gelernt hatte, bewältigen.

Beruflich war ich gut geschult. Von der Genossenschaftsidee war ich nachhaltig beeindruckt. Ich las leidenschaftlich darüber. Das Genossenschaftsgesetz und die Satzung kannte ich in- und auswendig. Jetzt mussten die Probleme und die an mich gestellten Aufgaben nicht in der Theorie, sondern in der Auseinandersetzung mit der nackten Armut, mit dem schmucklosen und verfahrenen Alltag gelöst werden. Darüber hinaus musste ich auch noch die bescheidene menschliche Existenz für mich halten.

Bei meinem Eintreffen in Wittingen war der Konsumverein in einem völlig desolaten Zustand und keinen Pfifferling wert. Die Konsumgenossenschaft stand mitten in einem politischen Vernichtungskampf. Sogar in einem so kleinen Ort wie Wittingen wurden die Verkaufsstellen von der SA (Sturmabteilung, mit der SS die politische Kampfgruppe der NSDAP. Vor 1933 war die SA durch Saal- und Straßenschlachten als eine übel beleumundete Horde berüchtigt.) besetzt. Dadurch setzte ein Andrängen von Seiten der Mitglieder auf die Kasse zur Auszahlung der der Genossenschaft gegebenen Spareinlagen ein. Der Umsatz sackte durch die von außen ins Werk gesetzte Panikmache schlagartig und nachhaltig in sich zusammen, wie ein von der galoppierenden Schwindsucht zerfallender Körper. Andererseits spülte eine Flut von Austrittserklärungen auf den Schreibtisch des Geschäftsführers. Die Spareinlagen konnten dank einer Stützungsaktion ausgezahlt werden. Die Austrittserklärungen, die mir im durcheinander entgegen quollen, nahm ich mir besonders vor, sie wurden nach Aussortierung unsicherer Kantonisten (Kalefendt kannte jedes Mitglied) schlicht und ohne Zeremonie in den Ofen gesteckt.

Auf diese Weise war die Reaktion, die die Gegner der Konsumgenossenschaft im ersten Anmarsch auslösten, aufgehoben und wir konnten mit einem Bestand von etwas über tausend Mitgliedern unseren Geschäftsbetrieb weiterführen. Der Verkauf war damals „nur an Mitglieder“. Ich blicke nicht zurück im Zorn.

Meine mir gestellte Aufgabe erledigte ich mit einem unablässigen Eifer in wochenlanger, monatelanger Tag- und Halbnachtstätigkeit. Ich hatte als Junggeselle ja Zeit und nichts weiter um die Hand als ein hohes Pensum Arbeit. Ich schloss mich weder einem Verein noch einer Organisation an. Das völlige Chaos musste aufgehoben werden und die angehäuften Widerwärtigkeiten waren zu überwältigen. Durch das scheinbare Zugrunderichten waren auch die Mitarbeiter ohne Kompass und wurden zu verwackelten Erscheinungen jener Zeit.

Der eine suchte in der braunen Nazihose beim Stahlheim seine Zuflucht, um dort unter eine Decke zu schlüpfen. Der andere war schon vorher bei der SA bzw. musste er dadurch eingestellt werden. Der AR-Vorsitzende, bis dato SPD-Ratsherr, kreuzte in der Uniform der SA-Reserve auf und der DAF-Ortsbeauftragte, der für die Genossenschaft gar nichts übrig hatte, von dem wir aber nicht verschont blieben, versuchte als Vorsitzender des Vorstandes die Karten zu mischen. Er kam aber damit nicht weit und nicht durch.

Mir kam immer zustatten, dass ich im berufsbezogenen Wissen und Können, mit meinem zähen Fleiß, aber auch durch meine politische Funktionsausübung Ohren und Augen offen und einen festen Boden bei meinen Beurteilungen unter den Füßen hatte.

Eine ganze Zeit lang sagte ich gar nichts, sondern befasste mich eingehend, was drum und dran ist. Ich ereiferte mich nicht in emotionalen Gesprächen, sondern konzentrierte mich ganz darauf, die Geschäftsvorgänge zu erfassen, um sie richtig zu konstruieren.

Als nach fünf Wochen der Verbandsprüfer in Wittingen nach dem Rechten sah, war er von der von meiner geleisteten Arbeit so angetan, dass ich auf seinen Vorschlag hin in der gemeinschaftlichen Sitzung von Vorstand und Aufsichtsrat zum Geschäftsführer gewählt wurde.

Ein Jahr später, in der ordentlichen Generalversammlung vom 16. Dezember 1934, wurde ich zum geschäftsführenden Vorstandsmitglied bestellt. Eine Berufsstellung, die ich bis 1973, bis zu meinem 65. Lebensjahr, innehatte.

Der wirtschaftliche Zusammenbruch konnte nach 1933 aufgefangen und die Auflösung des Konsumvereins Wittingen abgewendet werden. Der hohe, überalterte und zum größten Teil nicht mehr gängige Warenbestand wurde sukzessiv abgeschafft, soweit es das jeweilige Bilanzergebnis, bei Erwirtschaftung von einer Rückvergütung, zuließ. Die weit



*Abbildung 4 – Max Langenbucher
an seinem Schreibtisch bei dem Konsumverein Wittingen*

überhöhten Außenstände und das verhängnisvoll eingerissene Borgwesen wurden beseitigt, was nur mit einer energischen Entschlossenheit zu lösen war. Auch ging ich an die zweifelhaften, bereits schon abgeschriebenen Außenstände heran und holte sie sonntags (weil da die Leute zu Hause waren) von Ort zu Ort kassierend per Fahrrad weitgehend herein. Aus Dubiosen wurden Einnahmen.

Die nachdrücklich in Angriff genommenen Sanierungsmaßnahmen zeigten Erfolg. Lieferanten- und Wechselschulden wurden gehörig abgebaut.

Ein paar Jahre darauf konnten alle Rechnungen skontiert und der gewährte Sonderkredit zur Auszahlung der Spareinlagen zurückgezahlt werden. Die Umsätze entwickelten sich stetig. Gleich nach meinem Antritt als Geschäftsführer 1934/35 auf 172.931.- Reichsmark, was einem Umsatzplus zum Vorjahr von 72,2 Prozent entsprach und erreichte mit dem Geschäftsjahr 1939/40 (ich wurde dann zur Wehrmacht eingezogen) die über 300.000.- Reichsmark-Grenze.

Die Mitgliederentwicklung brachte Neuzugänge und einen bereinigten Mitgliederstand von 1.178 Familien. Die Zahlen gründen sich alle auf gleiche Betriebsgröße und gleiche Verkaufsstellenzahl. Es sah damals so aus.

Die Nationalsozialisten gaben den Konsumvereinen zunächst eine Galgenfrist, um die abträglichen Auswirkungen einer Auflösungsaktion aller Konsumgenossenschaften mit ihren wirtschaftlichen Härtefolgen zu vermeiden. Um die Galgenfrist gewissermaßen festzulegen setzten sie die Ortsbeauftragten ein, unterbanden jedwede Öffentlichkeitsarbeit. Eine Neueröffnung von Läden durfte nicht stattfinden. Die dadurch eingeleitete Strangulierung erforderte selbstbewusstes Auftreten und ein sicheres, geschicktes und gewitztes Verhalten, damit keine weiteren Lecks am schon havarierten Schiff geschlagen werden konnten. Es waren bittere Jahre, die Genossenschaft musste geführt und die eigene Lebensgrundlage gehalten werden.

Durch die Unterbindung der Öffentlichkeitsarbeit war die Werbung neuer Mitglieder zurückgehalten. Es galt deshalb den genossenschaftlichen Kontakt mit der Mitgliedschaft ständig zu suchen und lebhaften zu machen und ihnen durch Betriebsberichtigungen der GEG-Eigenbetriebe die Zusammenhänge für die Möglichkeiten eines gut und damals noch sehr sparsam geführten Haushaltens aufzuzeigen. Die vielen schönen Besichtigungsfahrten die von mir organisiert und durchgeführt wurden und die hauswirtschaftlichen Vorträge erfreuten sich des größten Zuspruches und führten zu einer vertrauensvollen genossenschaftlichen Gemeinschaft.

Jeweils nach dem Besuch und kennen lernen von zwei Produktionsbetrieben am Vormittag, sei es die Kakao- und Schokoladenfabrik, die Spirituosenfabrik, die Chemische Fabrik, die Zigarettenfabrik in Hamburg oder die Fischwarenfabrik in Altona, wurde nachmittags das Programm mit einer Hafenrundfahrt oder mit dem Besuch von Hagenbecks Tierpark gestaltet. Zum Abschluss der „aufregenden“ Ereignisse stand

jedes Mal das Hansa-Theater auf dem 16 Uhr Programm und anschließend ein Gang durch das Lichtermeer St. Pauli.

Max Langenbacher hat alle seine Hausfrauen, die sich seiner Führung anvertraut hatten, jedes Mal gut und lustig wieder nach Hause gebracht. Bei den vielen Hamburg-Fahrten zeigte sich kein Misston in der Unterhaltung.

Mein Leben in Wittingen führte ich schlicht, zurückhaltend mit einem guten Kontakt zu den Mitgliedern der Konsumgenossenschaft.

Ich möchte dem Strauß der Erinnerungen, der nicht verwelken soll, noch anfügen: Wittingen entstammt einer bäuerlichen Siedlung und blieb als Kirchort für die umliegenden Ortschaften eine kleine Landstadt. Hier gab es noch den Kleinstadtfrieden der behäbigen Bürgerhäuser links und rechts des alten Kopfsteinpflasters der Langenstraße, die sich als Hauptstraße durch den ganzen Ort zieht. Hier gab es auch die gegenseitige Achtung der Person.

Die verträumt daliegenden Häuser und der gleichförmige, saubere Alltag verspürten allerdings auch den forschenden Aufschlag der SA-Stiefel und ich erlebte ebenfalls in dieser Idylle eines Landstädtchens wie die Heloten ihres Führers im Stechschritt parodierten und die menschliche Dummheit deutlich vor Augen führten. Die Bürger und Bürgersöhne waren durchweg nationalhysterisch, entweder aus Begeisterung, denkbar auch aus Schiss, natürlich auch um sich opportun zu verhalten und den Anschluss an die große Zeit zu haben. Die Marschierer hatten das pré. Und da die ganze Sippe sich so anglich und ausrichtete, musste man ständig auf der Hut sein, um die bunten Vögel zu taxieren. Ich kam mit heiler Haut davon und dazwischen durch, was ich heute noch als eine Wohltat empfinde und mir die Zeit als schöner erscheinen lässt, als sie in Wirklichkeit war.

Wittingen macht fraglos einen begüterten Eindruck, der in der Erbfolge und durch den Fleiß von Geschlecht zu Ge-

schlecht entstanden ist. Die oberen Zehntausend verband ihre Arroganz. Der KONSUM fristete ein kümmerliches Dasein. Ich betrachte Wittingen als einen Platz meiner Zuflucht und der geringsten Entfernung zu meiner Liebe, die und keine andere ich haben und mein eigen nennen wollte. Wittingen war für mich Tarnstation. Ich war darauf aus, meine verkorkste Lage im sicheren Griff zu halten.

Zurückblickend darf ich als Ergebnis sagen, dass ich auch keinem, der mir gut gesinnt war und mir Vertrauen schenkte, die in mich gesetzten Erwartungen enttäuscht hätte.

Mein Dasein in Wittingen verlief in einem tristen Alltag. Ich lernte das Leben von den einfachsten Verhältnissen her kennen. Samstags kamen die minderbemittelten und arbeitslosen Mitglieder, die sich eine ganze Kohleneindeckung nicht leisten konnten, mit dem Handwagen an, um ein oder zwei Zentner Kohlen für den nächsten Wochenbedarf zu holen. Das Einschaufeln und auf die Waage stellen tat der Geschäftsführer Kalefendt oder Langenbacher. Die beiden waren ständig für alle Mitglieder da und diese beanspruchten sie ebenso mit ihren Lebensfragen, die sie bedrängten, um mit sich zu Rate zu gehen. „Heinrich“ oder auch „Herr Kalefendt“ wusste in jeder Lebenslage zu helfen, natürlich besser gesagt, vernünftig zu reden. Er kannte in- und auswendig die Lebensumstände eines jeden und er verstand mit den Menschen einsichtig und besonnen umzugehen.

Die Genossenschaftsmitglieder waren gewohnt ihren Geschäftsführer „als Mädchen für alles“ zu betrachten. Dadurch entstanden viele von der eigentlichen Arbeit abbringende Gefälligkeiten, die zeitlich zu törichten und allen möglichen Beanspruchungen führten. Darüber könnte ich ein Lied singen.

So war dieser Zeitablauf für mich eine Zeit des Sichbewährens. Übrigens verfügte ich über ein selbstbewusstes und forsches Auftreten, hatte die Genossenschaft gut in den Griff bekommen und ließ mich bei den gegebenen Umständen nicht ins Bockshorn jagen.

Das war die erste Bilanz
die ich für das Geschäftsjahr 1934/35
aufstellte:

Und das die Bilanz bei
meinem Weggang 1973:

Anlagevermögen	RM	34.475,-	DM	2.677.268,-
Beteiligungen		500,-		109.500,-
Umlaufvermögen		30.042,-		2.012.972,-
Geschäftsguthaben		11.349,-		100.822,-
Rücklagen		5.251,-		1.336.630,-
Verbindlichkeiten		48.417,-		3.362.288,-
Mitglieder		1.178		7.145
Umsatz		172.931,-		19.186.921,-
Zahl der Läden		6		19
Zahl der Mitarbeiter			8159	

Am 1. Juli 1940 musste ich Frau und Kind verlassen und wurde zu Hitlers Wehrmacht eingezogen. Das Tausendjährige Reich nahm seinen Lauf.

Es war gleich zu Beginn des Westfeldzuges, als Hitler in einem Tagesbefehl an die Wehrmacht davon sprach, dass das „Schicksal der deutschen Nation für die nächsten tausend Jahre“ durch den beginnenden Kampf entschieden werde.

Das Tausendjährige Reich für den von den Nazis geführten Staat wurde durch den Regisseur des grausigsten Dramas, das je über die Weltbühne ging programmatisch-propagandistisch geboren. Das unerbittliche Schicksal nahm seinen Lauf. Meinen Fahneneid lenkte ich mit drei ausgestreckten Fingern an der linken Hosennaht zurück in die lehmige Erde. So groß war meine Not. Ich wollte nicht durch das Ablegen eines feierlichen Eides als Soldat mich zu Hitler bekennen. Dabei schwitzte ich vor innerer Erregung den ganzen Rücken herunter, denn für mich bedeutet ein Eid eine Versicherung vor Gott und diese Versicherung an Eides statt glaubte ich in meiner Bedrängnis

und meiner seelischen Abwehr von mir dadurch ableiten zu können. Hitler war für mich ein Popanz. Ich muss allerdings zugeben, auf ihn einen Eid abzulegen, war an und für sich wertloses Papperlapapp. Für mich war es Maxime, dass der Fahneid nur dem Vaterland zusteht. In meinem weiteren Verhalten machte ich es mir zum absoluten Begriff, mich zu keiner Sache, zu keinem Kommandounternehmen ohne Befehl zu melden. Ich war kein Jammerlappen. Das war Hitlers Krieg.

Sollte ich aus dem Inferno nicht heil herauskommen, so war das mein unerbittliches Schicksal, das aber nicht ich herausgefordert habe und nicht in meine freiwillige Verantwortung für ein Handeln fiel, sondern militärischer Befehl war. Ich glaube sagen zu können, dass ich von Natur aus kein Hosenschießer bin. Mir ging das Soldat sein nicht an die Nerven. Ich konnte es ohne Schaden an meiner Seele durchstehen. Soldat sein ist nun einmal eine Sache, die mit der Entwürdigung des Menschen begann und im schlimmsten Fall mit grauenvollem Sterben endete. Da nutzt alles Gerede nichts. Es ist weder schön noch pädagogisch wertvoll, Soldat spielen zu müssen. Es kann eine Notwendigkeit werden, aber es ist dann eine harte, unangenehme Sache, aus der man seine ureigenste Persönlichkeit vor Schaden bewahren muss. Ich danke Gott heute noch, dass ich nicht auf Menschen unmittelbar schießen musste oder ihnen im Nahkampf gegenüber stand.

Im Juli 1943 war ich bei der Flakabwehr Hamburg eingesetzt, als die Zerstörung dieser Weltstadt durch konzentrierte alliierte Bombenangriffe erfolgte. Sie wurden mit mehr als 3.000 Flugzeugen bei Nacht von den Engländern und am Tage von den Amerikanern geflogen und trafen dabei hauptsächlich die Wohnviertel Hamburgs.

Unangefochten von der deutschen Flak- und Jagdabwehr flog der Bomberstrom auf die Millionenstadt zu. Es war mit dem Verstand nicht erfassbar, aber es war so: Die Messgeräte gaben keine Werte. Es entstand ein elektronischer Nebel.

Das Ziel war nicht auszumachen. Die Blendung der gesamten Flakabwehr in und um Hamburg herum war das Werk von Millionen Stanniolstreifen, die auf dem programmierten Weg der Feindflugzeuge in ganzen „Wolken“ abgeworfen wurden. Eine Geheimwaffe aus der Papierfabrik, wobei der einzelne Streifen nur den Bruchteil eines Pfennigs kostete. Diese teuflischen Stanniolstreifen öffneten die mächtige Festung: Hamburg. Es bedeutete wenig, dass die gesamte Flak von Hamburg Salve auf Salve schoss und einen Sperrgürtel in die anfliegende Luftarmada legte. Hunderte von Scheinwerferbündel illuminierten den Himmel. Rot, grün und gelb schwebten leuchtende „Tannenbäume“ in bunten Kaskaden langsam zu Boden, wo die Hölle los war. Bombenteppiche deckten die Hafenstadt zu wie ein Leichentuch, die tausende toter und verstümmelter Menschenkörper unter sich zerstampften. Phosphorbrandkanister entfachten einen unauslöschbaren Feuersturm.

Der unheimliche Spuk vernichtete fast die Hälfte aller Wohnhäuser Hamburgs. Ich sah die zerstörte Stadt unmittelbar danach. Rund 48.000 Menschen kamen in den zehn Tagen, vom 25. Juli bis zum 3. August 1943, ums Leben. Fast eine Million befand sich auf der Flucht. Jedoch der unheilvolle Krieg ging weiter und traf mehr Unschuldige als Schuldige.

Das furchtbarste Fazit jedoch aus dem „Musterangriff“ auf Hamburg ziehen die Historiker erst in den 50er Jahren. Es heißt: Kein Bombenangriff auf die Zivilbevölkerung hat eines der kriegsführenden Völker friedensbereiter gemacht, geschweige denn auf die Knie gezwungen. Gleich ob deutsche, britische oder amerikanische Bombenschützen auf die Knöpfe drückten.

Im Gegenteil: Die Produktionsziffern der Rüstungsindustrie stiegen an. Die Propaganda hatte glaubwürdigen Anlass zu Durchhalteparolen.

Den Geschichtsforschern kann man ihre Schlussfolgerungen kaum widerlegen. Ich habe, es war im Februar 1943, als die schwere Flakabteilung der ich angehörte, im zerbombten

Essen zum Einsatz kam, das gellende Geschrei von Propagandaminister Joseph Göbbels, übers Radio, noch im Ohr, der den totalen Kriegseinsatz nach der Stalin-Katastrophe in einer Sportpalastkundgebung mit einer aufpeitschenden Rede in seine braunen Horden hineintrommelte und in die Öffentlichkeit trompetete:

Wollt ihr den totalen Krieg? Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt erst vorstellen können?

Meine Militärzeit

Am 1. Juli 1940 zur 3. Flak-Artillerie gezogen und bis zum Kriegsende in derselben Einheit. Kanonier der schweren Geschützbedienung - Gefreiter - Obergefreiter - Rechnungsführerprüfung abgelegt - Rechnungsführer - zur Flakartillerieschule München kommandiert - Unteroffizier - Geschützfürer - Kriegsgefangenschaft in Belgien auf der Waterloohöhe. Entlassen am 12. September 1945.

Am Tage der deutschen Kapitulation, am 8. Mai 1945, schloss sich der Teufelskreis.

Ich bewegte mich hinkend mit arg geschundenen Fersen in die Kriegsgefangenschaft. Mit Steinen und leeren Flaschen beschmissen, verwünscht und beschrien von der aufgebrachten Bevölkerung, die die Straßen säumte. Die düsteren Kolonnen marschierender und sich dahinschleppender Landser konnten in ihrer Armseligkeit nur von dem begleitenden Wachpersonal abgedeckt werden. Hier war nun der Schlusspunkt.

Schon vorher zog alles über die Straßen nach irgendeinem vagen Ziel. Soldaten und Zivilisten, Deserteure, Flüchtlinge, Verzweifelte, die schon so viel Schrecken und rücksichtslose Gewalt erlebt hatten, dass es ihnen auf eine aufheulende Beschimpfung nicht mehr ankam. Keinem sah man an, wo er

herkam, wer er war, niemand konnte dem anderen trauen. Es galten keine normalen Bindungen mehr. Der Teufel war los. Überall gab es Lager. Das Trauerspiel nahm seinen Lauf. Von Hunger gepeinigt und zermürbenden Sorge und Sehnsucht nach Frau und Kind. Das nach Hause Schleusen geschah im September 1945.

Dieser Zusammenbruch war ja zugleich eine Befreiung gewesen, auch wenn wir uns nicht aus eigener Kraft zu befreien vermocht hatten. Die Befreiung kam von außen. Plötzlich waren wir erwacht und sahen, was hinter uns lag: Ein System frei gewählter Knechtschaft.

Wohl dem, der bei dem Übergang vom Krieg zum Frieden noch eine Heimat hatte, wenn auch die Notzeit damit nicht zu Ende war. Ich hatte das leichtere Heimkehrerschicksal im Vergleich zu den vielen Hunderttausenden, die vor mir und nach mir kamen. Der „totale Krieg“ versank im Verfall, im unrühmlichen Ende, im totalen Ausverkauf eines verführten Volkes. Das unterste wurde zuoberst gekehrt. Als neue Verrechnungsgrundlage schob sich an Stelle der abgehalfterten Reichsmark zum heimlichen Wertmesser des Alltags: Die Zigarettenwährung.

Der geisttötende, primitive Wortschatz aus dem Landleben erweiterte sich um neue Wortschöpfungen, die die Einflüsse der Umwelt hervorbrachten, wie: „Kungeln“ für heimliche, unlautere Geschäfte. „Schwarzer Markt“ für den verbreiteten illegalen Handel mit allem, was nicht angebunden war. „Entbräunen“ für die von der Besatzungsmacht angekurbelte so genannte „Entnazifizierung“, mit der Einstufung in „nicht belastet“ oder „belastet“, „Non Fraternisation“ für alle Briten durch Befehl strengstens untersagte private Kontaktaufnahme mit Deutschen.

Trotzdem wurden immer mehr britisch-deutsche Verbindungen geknüpft. Ein Sichgehen- und Sichtreibenlassen. Seinen Stolz haben war eine schwer gangbare Münze geworden. Neben dem Schieber und dem Schwarzhändler wird der

Angeber aus persönlichen, unmoralischen Beweggründen zu einem der traurigen, aber typischen Gesinnungslumpen dieser Zeit. Zu den Denunzianten und den Blendern gesellten sich die Intriganten und die alles durcheinander wurstelnden Radikalinskis. Ich denke mit Grausen zurück an die undurchsichtigen Typen dieser unmittelbaren Nachkriegszeit. Mit ihnen musste man aber fertig werden.

1945 - Heimkehr / 1946 Wiedergründung und Wiederaufbau der Konsumgenossenschaft Wittingen eGmbH

In Wittingen installierte ich wieder die Konsumgenossenschaft. Beim Aufbau standen ehrbare Männer und Frauen mir zur Seite, die mit aufpassten, dass sich uns kein Klotz am Bein von den schillernden Figuren anheftete und keiner davon als Organmitglied in einen entscheidenden Bereich kam. Der Aufbau der Konsumgenossenschaft vollzog sich sauber, ohne Hader und mit gefestigtem Ansehen.

Bei meiner Rückbetrachtung sage ich unmissverständlich und das nicht erst jetzt, wir wären in unserem Nachkriegswiederaufbau nicht das geworden, was wir tatsächlich heute alle sind, ohne den Zustrom der vielen Menschen, die als Flüchtlinge und Vertriebene, als Ausgebombte und entlassene Kriegsgefangene, die alle entschlossen den Aufstieg aus dem Nichts hervorbrachten. Und auf dem Lande, das sagen mir meine Erfahrungen, der ich so lange dort lebte, hätte ohne diese Blutauffrischung durch diese Menschen die Inzuchtschädigung, Eigensinnigkeit und Engstirnigkeit unaufhaltsam um sich gegriffen und eine negative Entwicklung eingeleitet. Aber das Leben geht weiter, die Zeit weilt, eilt, teilt und heilt.

Es muss, um die Zusammenhänge der konsumgenossenschaftlichen Bewegung durchschauen zu können, gesagt

werden, dass 1941 mit der „Verordnung zur Anpassung der verbrauchergenossenschaftlichen Einrichtungen an die kriegswirtschaftlichen Verhältnisse“ die endgültige Zwangsauflösung der Konsumgenossenschaften und ihrer Einrichtungen und die Übertragung ihres Vermögens auf das Gemeinschaftswerk der Deutschen Arbeitsfront GmbH mit sich brachte.

Die Verbrauchergenossenschaft Wittingen eGmbH wurde bei dieser Zwangsaufgabe ihrer Eigenständigkeit ein Unterlager des Versorgungsringes Hamburg.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches (1945) unterstand das Vermögen der Deutschen Arbeitsfront und damit das der Konsumgenossenschaftsbewegung zunächst der Kontrolle der Militärregierungen. Die Entflechtung der firmierenden Versorgungsringe und die Rückführung eines unter Umständen noch vorhandenen Vermögens kam umständlich und nur schwerfällig in Gang. Es brauchte Jahre bis die technischen Durchführungen erfolgten und die nach Kriegseinwirkung noch feststellbaren Werte auf die wiedererrichteten Konsumgenossenschaften zurückgegeben werden konnten. Es war eine schwierige Aufgabe, in der von Flüchtlingen und entlassenen Kriegsgefangenen völlig überfüllten Stadt nun dafür zu sorgen, genügend Bezugsscheinrechte für die Deckung des lebenswichtigen Grundbedarfes bei den Behörden zu lockern und dabei auch neue Einkaufsmöglichkeiten ausfindig zu machen.

Bei den Behörden wurde mir auf meinen Namen die Großhandlungsgenehmigung erteilt. Das war ein wichtiges Papier, nur damit konnte man als Einkäufer auftreten. Ich stand mit der mir übertragenen Aufgabe vor einem Nichts, vor einem Wrack und war einfach und schlicht ganz auf mich selbst gestellt.

Das Unterlager Wittingen, der frühere Konsumverein Wittingen, dessen geschäftsführendes Vorstandsmitglied ich seit dem Jahre 1934 war, kam durch die Kriegereignisse in eine trostlose Verfassung. Ohne jeden Waren- und Bezugsscheinbestand, ohne Fuhrwerk (der Opel-Blitz-LKW war nicht mehr



*Abbildung 5 –
Der einstige Stolz der
Konsumgenossenschaft:
Der Opel-Blitz-LKW*

fahrbereit). Der Laden in Hamburg war so gut wie abgerissen. Die personelle Besetzung war schwach und hatte keine Kontur. Heinrich Kalefendt, mein Vorstandskollege und der getreue Ekkehart des KONSUMS, der noch halbwegs das Rückgrat in all der bösen Zeit abgegeben hatte, war kurz vor

der Kapitulation verstorben. Die früheren Ladenräume auf den Eigengrundstücken Wittingen, Hankensbüttel und Knesebeck und auf den Mietgrundstücken Wittingen, Wahrenholz und Radenbeck bestanden zwar noch. Es galt aber sie zu bestücken und zu erreichen, damit sie sich behaupten konnten und allmählich so gut es ging in Gang kamen.

Vom ersten Tag nach meiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft war es mein vorrangiges Ziel, die Wiedergründung der Konsumgenossenschaft zu bewerkstelligen und Hilfe durch Selbsthilfe zustande zu bringen.

Es ist so: Was einer allein nicht schafft, können viele gemeinsam erreichen. Auf dieser Erkenntnis beruht die genossenschaftliche Idee, die schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland verwirklicht wurde und jetzt wieder, nach Ausschaltung der NS-Herrschaft, neuen Beginn und Anlauf erwarten ließ. Konsumgenossenschaften wurden wieder ge-

gründet, in den Städten wie auf dem Lande, als demokratische Selbsthilfeunternehmen, in denen jedem Mitglied das gleiche Mitspracherecht und das gleiche Stimmrecht zusteht, um gemeinsame wirtschaftliche Probleme gemeinschaftlich zu lösen. Konsumgenossenschaften sind für alle da und für alle offen. Sie suchen ihren Zweck in der Förderung ihrer Mitglieder durch gemeinsamen Geschäftsbetrieb zu erfüllen, den es nunmehr nach der „endgültigen“ Zwangsauflösung (1941) wieder aufzubauen galt.

Ich betätigte mich als organisatorischer Motor und setzte das Rad in Bewegung. Das war ein mühevolleres Unterfangen. Die britische Besatzungsmacht reglementierte nämlich die Gründungen von Konsumgenossenschaften und machte einen langwierigen Vorgang daraus, der vor allen Dingen den vorbereitenden Gründungsausschuss betraf und ihn politisch arg unter die Lupe nahm. Die Gründungsausschussmitglieder durften nicht mit einer Mitgliedschaft in der NSDAP oder deren Parteigliederungen behaftet sein.

Gleichgesinnte fanden sich und gaben mir für den zu bildenden Gründungsausschuss gegenüber der Militärregierung ihren Namen. Ich konnte somit agieren.

Die Neugründung der Konsumgenossenschaft Wittingen eGmbH, 1946

Sie fand am 20. Oktober 1946 in der Aula der Mittelschule zu Wittingen statt. Auf engen Stuhlreihen hatten Männer und Frauen, deren Gesichter von Entbehrungen gezeichnet waren, Platz genommen, um sich anzuhören und in sich aufzunehmen wie es jetzt weitergehen soll. Das Ziel, worauf die Handlung und Absicht gerichtet war, bestand darin, sich gegenseitig beizustehen im Kampf gegen Hunger, Kälte und einen Weg aus der Diktatur und Nachkriegszeit in eine erträgliche Zukunft zu finden.



Abbildung 6 – Dr. jur. h.c. Carl Schumacher, späterer Vorstandsvorsitzender des Zentralverbandes deutscher Konsumgenossenschaften, zu Gast bei der Geburtstagsfeier von Max Langenbucher am 18. Juni 1978

Die Gründungsversammlung selbst aber stand unter dem Beistand und der Obhut des Genossenschaftsfreundes Dr.jur.h.c. Carl Schumacher, Justitiar der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumgenossenschaften mbH, Hamburg und späterer Vorstandsvorsitzender des Zentralverbandes deutscher Konsumgenossenschaften.

Zu der Versammlung erschien, zu meiner nicht geringen Überraschung, der Konsumgenossenschaftler Landtagspräsident Wilhelm Rieke, Braunschweig. Er verfolgte diesen Gründungsakt kritisch in der ersten Stuhlreihe vor dem links Rednerpult. Als Geburtshelfer brauchte er sich jedoch nicht zu betätigen. Er war von dem ganzen Ablauf der Versammlung, wie er bei einem Diskussionsbeitrag selbst sagte, so beeindruckt, dass er zu keiner Rede ausholte, sondern der Gründung der Konsumgenossenschaft Wittingen sein „Glückauf“ für eine gesunde Entwicklung aussprach.

Zur Wahl von Vorstand und Aufsichtsrat wurden verschiedene Namensvorschläge eingebracht. Gewählt wurden:

Herr Heinrich Berlin

Herr Heinrich Bothe

Herr Fritz Heins

Herr Heinrich Kaefel

Frau Martha Kalefendt

Herr Willy Krause

Herr Max Langenbacher

Herr Heinrich Meyer

Herr Wilhelm Ohlrogg

Herr Heinrich Pape

Herr Karl Reuter

Herr Fritz Schulz

Herr Willy Wittkopp

Meine Wahl zum geschäftsführenden Vorstandsmitglied erfolgte einmütig, was auf mich einen tiefen Eindruck machte, dass ich trotz meiner fünfjährigen Ortsabwesenheit diesen eindeutigen Vertrauensbeweis bekam. Ich erkannte darin das große in mich gesetzte Vertrauen, das ich niemals brach und zu keiner Zeit enttäuschte.

Ich kam von Wittingen, trotz verlockender Stellenangebote, nicht mehr weg. Als Genossenschaftsführer fungierte ich in den langen Jahren in einem dünn besiedelten Gebiet eines Zonengrenzlandes mit enormen strukturellen Schwächen. Nicht das Draufgängertum durfte ich an mir forcieren, sondern das Solide mit Bedacht diktierte meine Arbeitsdispositionen und meine Entscheidungen. Aber um nochmals auf die Wahl zurückzukommen, einen solchen Vertrauensbeweis wie diese Vorstandswahl mir zeigte, fand ich auch in den Akten in einer Beschlussfassung des Aufsichtsrats vom 17. August 1941, als ich bereits bei der Wehrmacht war. Diese besagte: „Herr

Langenbucher ist seit dem 1.7.1940 bei der Wehrmacht, seine Vollmachten sind in keiner Weise eingeschränkt. Dies ist ein Beweis unseres Vertrauens und die Anerkennung seines Verdienstes, das er sich um die gesunde Entwicklung der Genossenschaft erworben hat.“

Es kam entgegen der allgemeinen Geltung dazu, dass die Genossenschaft nur von einem Vorstandsmitglied vertreten wurde, weil ein weiteres Vorstandsmitglied weder berufen noch gewählt wurde. Heinrich Kalefendt wurde mit der Geschäftsführung fertig und als ein Strafbefehl wegen Verstoßes gegen die Preisauszeichnungspflicht für Textilien fällig war, hat er und wie sollte es anders bei ihm sein, meinen Namen als das verantwortliche Vorstandsmitglied angegeben. Ja, so schlau war mein Freund Heinrich noch jeden Tag, solchen Sachen ging er aus dem Wege, Max Langenbucher macht es schon und nimmt ihm das schon ab. Ich war deshalb weder ärgerlich noch böse. Das wusste er. Durch meine Wehrmachtzugehörigkeit erledigte sich die Sache.

Von der Neugründung der Konsumgenossenschaft Wittingen eGmbH erfolgte die registergerichtliche Eintragung unter Gen.-Reg.-Nr. 73, am 28. Dezember 1946 beim Amtsgericht Isenhagen-Hankensbüttel mit 255 Gründungsmitgliedern.

Der Geschäftsbetrieb konnte allerdings mit der Eintragung ins Registergericht noch nicht aufgenommen werden. Dazu waren noch verschiedene Hindernisse und Barrieren zu überwinden. Die Entwicklung der Nachkriegszeit nahm nämlich einen zermürbenden, beschwerlichen und anstrengenden Fortgang. Der tägliche Lebenskampf war bis zur Währungsreform 1948 eine Zeit größter Not. Die Züge rollten überfüllt bis auf die Dächer und Trittbretter durch die Gegend, beansprucht von hungernden Menschen, die versuchten ein bisschen Nahrungsmittel zu ergattern, um das kümmerliche, sorgenschwere Dasein zu fristen und mit der Hungersnot fertig zu werden. Dabei war jede Hamsterfahrt ein gefahrvolles Unternehmen. Sehr oft wurden die verzagt erworbenen Lebensmittel bei ei-

ner der strengen Kontrollen rücksichtslos beschlagnahmt. Der Verfall dieser unheilvollen Nachkriegsepoche erreichte alle Städte. Die Menschen waren der Ausweglosigkeit, dem Elend, dem Kummer und einer ständigen Bedrückung ausgesetzt.

Heizmaterial und Kohle gab es nur für die Industrie und die Besatzer. Für die Haushalte konnte in den abgeholzten Wäldern Stubben gerodet werden. Aber wer hatte die Kraft dazu und das notwendige Fuhrwerk, um das Heizmaterial nach Hause zu bekommen. Jede Hoffnung auf die Änderung der Lage war durch die Alltagssorgen erstickt und der Glaube, dass es besser werden könnte, hatte einen absoluten Tiefstand. Es war die düstere, freudlose Gegenwart eines arm-seligen Daseins. In unserer Gegend des Neudorf-Platendorfer Moores konnte man Torf stechen. Eine erbärmliche Arbeit für den kraftlosen, saftlosen und durch die Kriegsgefangenschaft drangsalierten Körper. Ich und meine Else mussten uns dabei im Torf abquälen wie ein Wurm, um die Winterfeuerung zu stechen.

Die Deutsche Mark

Die graue Dürftigkeit in ihrer ganzen Hoffnungslosigkeit, wie ihn dieser totale Zusammenbruch mit sich brachte, fand die erste zuversichtliche Erwartung in der Veränderung, als die Reichsmark von der Deutschen Mark abgelöst wurde und der scharfe Schnitt einer Währungsreform sich vollzog. Das „Gesetz über die Neuordnung des Geldwesens“ führte am 21. Juni 1948 die Deutsche Mark (DM) ein.

Die DM - damit war die Reichsmark zu Grabe getragen und ebenso aber auch viele hunderte Millionen Spareinlagen, die nur noch auf dem Papier standen, aber als Wert nicht mehr existierten. Im Laufe eines Tages, am Sonntag, den 20. Juni 1948, waren - sieht man einmal ab vom Besitz von Sachwerten oder Grund und Boden - alle Bürger der drei westlichen

Besatzungszonen auf einen Schlag gleich arm, man kann auch sagen „gleich reich“ an Bargeld. Jeder einzelne erhielt genau 40 DM der neuen Währung ausgehändigt. Damit sollte er seine armselige Existenz retten und eine materielle Lebensgrundlage aufbauen. Deutschland war ja nicht nur militärisch besiegt, es war auch ebenso wirtschaftlich zugrunde gerichtet. Es war die düstere, freudlose Gegenwart eines armseligen Daseins.

Leiden werden besiegt, doch nicht vergessen. Sie wirken in der Erinnerung nach, wie das Brennen einer Wunde. Aber wir müssen auch bei einer vernichtenden Niederlage in der Hoffnung leben und daran angestrengt arbeiten, dass wir die rettende Lösung aus schwierigen Situationen finden und unsere Überzeugung auf das Ziel eines besseren Lebens richten.

Erinnern wir uns noch. Mit 40 neuen Deutschen Mark begann die Stunde Null der so genannten sozialen Marktwirtschaft. Sie war der Ausgangspunkt einer Entwicklung, die aus schlecht, unzureichend und armselig gekleideten, unterernährten Fußgängern Eigentümer von Autos, Farbfernsehern, Stereo-Anlagen, Eigenheimen und Wohnwagenbesitzer für die Freizeitgestaltung machte.

Trotz der von niemand bestrittenen erheblichen Unterschiede von Vermögen und Einkommen, die sicher gerechter als bisher zu verteilen wären, hat der Lebensstandard unseres Volkes für alle einen hohen Stand erreicht.

Es gibt verschiedene Menschen, mit denen man beim Aufbau einer Organisation zu tun hat. Meine seit frühester Jugend in einem intensiven Sitzungs- und Versammlungsleben gesammelten Erfahrungen und meine Gabe, lebhaft mit den verschiedenartigsten Menschen und über die verschiedensten Themen zu plaudern, machten mich geschickt und aufgeweckt, um zu erkennen, was auf einen zukommen kann.

Es gibt Wissende und Unwissende, Wohlwollende und Voreingenommene, Dummdreiste und Nassforsche. Warum soll ich sie nicht beobachtet und kennen gelernt haben? Oder



*Abbildung 7 – Max Langenbucher mit leitenden Angestellten
der Konsumgenossenschaft Wittingen*

die neunmalklugen Rhetoriker (aus allen Parteien), die in einer größeren Veranstaltung unweigerlich der Versuchung erliegen, nicht auf das Sachthema einzugehen, sondern in die Gefilde des Brillierens und der Eigenwerbung abgleiten. Also schön, man darf vor Wahlterminen keine Genossenschaftsveranstaltungen machen, damit nicht der Anreiz besteht, das Publikum umzufunktionieren. Heute noch empfinde ich darüber Genugtuung, dass bei meinem genossenschaftlichen Organisationsaufbau ich auf niemanden hereinfliel und mich niemals irreführen ließ.

Die Konsumgenossenschaft Wittingen verzeichnete in ihrer Entwicklung keinen falsch eingeschlagenen Weg und ließ sich auch nicht den Weg vertreten. Gewiss ist auch: Viele Vorstellungen und Diskussionsbeiträge in der demokratischen Auseinandersetzung und Aussprache erweisen sich als eine Brücke, so schön anzusehen wie ein Regenbogen nach schweren Gewitterböen, aber für einen Fußgänger eben doch nicht

gangbar. Im Rahmen des jedoch Möglichen muss man eine Sache einfach abschätzen und taxieren können. Etwas vorzuschlagen ist ein Kinderspiel, verglichen damit, gute Vorschläge durchzusetzen und verwirklichen zu können. Anstacheln zu Aktivitäten ist gut, aber hüte man sich, es gibt nämlich viele, die den dritten Schritt vor dem ersten machen möchten, vom zweiten ganz zu schweigen.

1946

konstituierten sich in Niedersachsen die Kreis- und Landtage. Mich erreichte die Aufforderung von Seiten der SPD, für den Bezirkslandtag mich zur Wahl zu stellen. Ich tat es nicht.

Eine schwer durchschaubare Wirklichkeit gibt es immer. Entscheidend, um sie zu erfassen, ist das Gespür. Mich hat es nie verlassen. Entweder war der Grund, dass es mir immer zur Seite stand, eine natürliche Erfahrung oder nur eine gute Witterung, die ich durchaus mitbekommen habe.

Für mich gab es nach meiner über fünfjährigen Abwesenheit von Frau und Kind nur eines: Mein Familienleben zu behüten und beruflich meinem konsumgenossenschaftlichen Auftrag ganz und gar nachzukommen und gerecht zu werden. Wenn man so ein schwieriges Existieren und Behaupten wie ich zwischen 1933 und 1945 geführt hat, dann will man nicht politisieren, sondern seine Konsumgenossenschaft wieder hochziehen. Deshalb erlaubte mir die mir selbst gestellte Verpflichtung nicht, stundenlang den eigentlichen beruflichen Aufgaben fernzubleiben, um als Mandatsträger in den dabei anfallenden Sitzungen und politischen Ausschüssen mitzuwirken. Meine Arbeitskraft setzte ich nach eigener Auffassung und in eigener Beurteilung ein.

Wäre ich einem politischen Ehrgeiz erlegen, dann wäre die Konsumgenossenschaft Wittingen (die co op Lüneburger Heide eG) mit absoluter Sicherheit nicht auf ihren hohen Ent-

wicklungsstand gekommen und dieses Gebiet wäre ein morsches Stück Holz am Baum der Konsumgenossenschaftlichen Organisation.

Mit Rücksicht auf meine tatsächliche Aufgabe schirmte ich mich ständig gegen Kandidatenvorschläge ab. Auch gegen jede Vereinsmeierei. In einer Kleinstadt oder vielmehr auch in einer Mittelstadt kann man schnell, schon aus der beruflichen Position heraus, Hans Dampf in allen Gassen werden, was einer Wegabweichung gleichkommt und von dem gesteckten Ziel, der eigentlichen Aufgabe, wegführt. Der Konsumgenossenschaft hätte ein Tausendsassa, ein Mordskerl, wenig genutzt, sie im Effekt vielmehr in den Radius des Kirchturms eingezwängt. Ich bin heute glücklich darüber, dass ich das rechtzeitig erkannt habe und meine Skepsis jahrzehntelang wach hielt. Und ich bin überzeugt, dass diese Einstellung entscheidend zur so erfolgreichen Entwicklung der Konsumgenossenschaft beigetragen hat und auch meiner beruflichen Entfaltung förderlich gewesen ist.

Wer tut, was er kann, tut, was er soll.

Die Instandsetzung der Läden Wittingen, Hankensbüttel, Knesebeck, Mahrenholz und Radenbeck, um die Mitgliederversorgung nur einigermaßen zu gewährleisten, war kaum bewerkstelligt, da wurde die Konsumgenossenschaft Wittingen zu einer erregenden Entscheidung herausgefordert.

1947

Von Seiten des Gewerkschaftsvorstandes in Wolfsburg kam das Drängen, auf dem Laagberg einen KONSUM ins Leben zu rufen. In Wolfsburg musste nämlich eine vordringliche Versorgungsaufgabe zwingend gelöst werden.

Der Ortsteil Laagberg (damals eine Walachei) war ein großes Barackenlager. Bis zur Kapitulation ein Arbeitslager. Jetta hausten in den eingeschossigen primitiven Behelfshäuser zu-

rückgebliebene und neu eingeschleuste Familien, die versorgt werden mussten. Diese Mission bereitete uns, wo wir als Betrieb kaum wieder auf den Beinen standen und gerade halbwegs eingerichtet waren, ungewöhnlich große Schwierigkeiten. Dabei sollte das Vorhaben noch vor der Währungsreform in Gang kommen. Den Menschen musste nämlich irgendwie geholfen werden. Wieder ging ich, wie bei all meinen Vorsätzen, zu Herrn Carl Schumacher, zum großen Freund unserer Konsumgenossenschaft, der den Kern der Sache und die Möglichkeit zur Lösung finden soll. Bei einer Verhandlung mit der Direktion des VW-Werkes, die auch für den Laagberg zuständig war, schuf Herr Schumacher die Voraussetzung, dass eine feste Baracke als Ladengrundstück auf dem Laagberg eingerichtet wurde mit: Laden- und Lagerräumen, gesonderter Frischmilchabteilung, gesonderten Frischfisch-Verkaufsraum und nötigen festen Zufahrtswegen im aufgeweichten, unbefestigten Barackengelände. Und was wir natürlich auch nicht hervorbringen konnten: Eine vollständige Ladeneinrichtung, die von der VW-Tischlerei angefertigt wurde, denn wir hatten weder Brett noch Nagel.

Ich war baff bei dieser Verhandlung - solche Zugeständnisse überraschten und beeindruckten mich. Es wird mir heute noch schwindelig, wenn ich an die Lösungsschwierigkeiten zurückdenke, die für den Weitergang an mir hängen blieben. Wo nahm ich den Mut her, um das Ganze zum Stehen zu bringen. Jetzt war ich am Zug, nachdem Genossenschaftler Carl Schumacher sich eingesetzt, alles soweit geebnet und seine Unterstützung in mich gesetzt hatte. Er sollte sich auf mich verlassen können.

Es galt die Fadenutensilien zu besorgen, das Bezugsscheckkonto aufzustocken und die erheblichen Engpässe in der Warenbeschaffung zu überwinden.

1948

Die Eröffnung des Ladens 7 in Wolfsburg-Laagberg erfolgte am 2. Februar 1948. Sämtliche Haushaltungen der Siedlung erklärten ihren Beitritt als Mitglied der Konsumgenossenschaft. Ein besonderer Erfolgspunkt war noch, dass es gelang den Gewerkschaftsvorsitzenden zu beknien und ihn so in den Griff zu bekommen (er war nämlich Mitglied im Rat der Bizone), dass ich einen Bezugsschein für einen 1,5 To Opel-Blitz-Lkw bekam, der gerade noch so rechtzeitig ausgeliefert wurde, dass er in Reichsmark bezahlt werden konnte. Die Warenanlieferung auf 50 km Entfernung von Wittingen nach Faagberg war somit nicht durch Ausfälle bedroht.

Ich rackerte mich durch. Als wertvolle Menschen hatte ich Erich Meyer, den späteren Zentrallagerhalter und heutigen Einkäufer der Genossenschaft und Carl Braun mit seiner Frau Helene, einen Filialleiter, durch und durch rechtschaffend, der aus der PRO in Hamburg hervorgegangen war und etwas konnte.

Das war der Start der Konsumgenossenschaft Wittingen in Wolfsburg und so entwickelte sich

	die Zahl der Mitglieder	der Umsatz	die Rückvergütung
1948	1329	722.002.-	6.864.-
1949	1745	999.952.-	42.015.-
1950	2111	1217.577.-	60.801.-
1951	3679	1801.372.-	104.500.-
1952	4657	2805.457.-	180.039.-

1952 waren es also sieben Prozent Rückvergütung die nach dem Jahresumsatz an jedes Mitglied zurückgegeben wurden. Mit anderen Worten: Viermal soviel Mitglieder wie 1948, aber 30-mal soviel Rückvergütung!

Dass die Konsumgenossenschaft gerade in einer Zeit des größten Mangels an Lebensmitteln und Haushaltsartikeln die Versorgung ihrer Mitglieder entwickeln musste - eine Aufgabe, die gebieterisch eine Lösung erforderte - stieß auf außergewöhnliche Schwierigkeiten und heikle Probleme.

Übrigens: Am 15. Juni 1953, nach fünfjähriger konsumgenossenschaftlicher Pionierarbeit wurde der von uns flott gemachte und florierende Laden 7 in Wolfsburg-Laagberg, durch Zureden und Einhaken des Verbandes nordwestdeutscher Konsumgenossenschaften der sich etablierenden Konsumgenossenschaft Wolfsburg übergeben. Das geschäftsführende Vorstandsmitglied, ein gelernter Dr. der Agrarwissenschaft konnte nur eine kurze Schau abziehen, die Konsumgenossenschaft Wolfsburg eGmbH ging ein. Die Nachbarkonsumgenossenschaft Braunschweig übernahm sie.

1949

Man bedenke mit 240 DM Monatsverdienst fing es an, Deutschland war übel dran. Es war wirtschaftlich völlig ruiniert. Selbst die Hoffnung war knapp. Noch drei Jahre nach der Kapitulation antworteten auf eine Umfrage - „Glauben Sie, dass es besser wird?“ - nicht weniger als achtzig Prozent der Menschen mit einem klaren „NEIN“. Ich gehörte auch zu jenen, die das Schlimmste annahmen. Als meine Schwester mir aus Australien, aus der Internierung, schrieb, ob sie mit ihrer Familie dort bleiben sollen, um ihre Existenz aufzubauen oder nach Deutschland kommen, riet ich ihr ab, hier wieder ansässig zu werden. Es war ein gut gemeinter, ehrlicher Ratsschlag zu jenem trostlosen Zeitpunkt. Es schmerzt mich aber heute noch, dass ich ihn gegeben habe, weil dadurch ein späteres Beisammen- und Zusammensein nicht mehr zustande kam und verwirklicht werden konnte.

Denn damals, am 23. Mai 1949, als das Grundgesetz verkündet wurde, hätten noch nicht einmal Berufsoptimisten es für möglich gehalten, dass der Aufstieg der Bundesrepublik zu einer der größten Industrienationen gelänge. Für das, was später zum „Wirtschaftswunder“ wurde, standen am Anfang äußerst kärgliche, ja oft erbärmliche Verhältnisse eines jeden einzelnen. Auch mit Überstunden und Sonntagsarbeit über die tarifliche Arbeitszeit von 48 Stunden hinaus, ermöglichte das geringe Einkommen - 1950 durchschnittlich 243.- Mark monatlich - oft nur bescheidenstes Auskommen. Ersparnisse machen konnte trotz größter Einfachheit kaum jemand. Ans Sparen war nicht zu denken. Im Durchschnitt hatte jeder Einwohner Ende 1950 Ersparnisse von lediglich 160.- Mark auf der hohen Kante, 1975 dagegen 2512.- Mark. Doch diese Mühen und Anstrengungen des Wiederaufbaus haben sich gelohnt. Heute leben die Bundesbürger in gesicherten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Sie verdienen mehr als sechsmal soviel wie damals. Selbst wenn man die ärgerlichen Preissteigerungen abrechnet, hat sich ihr reales Einkommen immer noch vervielfacht.

Mit der Wiederaufnahme der Geschäftstätigkeit der Konsumgenossenschaften wurde im organisatorischen Aufbau der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumgenossenschaften mbH, Hamburg, auch die Einkaufsvereinigungen wieder gebildet, die sich in acht Bezirken innerhalb der Bundesrepublik Deutschland herauschälten.

1949 wurde die Mittelhannoversche Einkaufsvereinigung von achtzehn Konsumgenossenschaften - Ahnsbeck, Bokeloh, Bomlitz, Celle, Eschede, Esperke, Gifhorn, Hagenburg, Langgingen, Mandelsloh, Mardorf, Neustadt a. Rbg., Nienburg, Uelzen, Veerßen, Verden, Wittingen und Wunstorf - gegründet.

Ich, Max Langenbacher, wurde zum Leiter dieser Einkaufsvereinigung gewählt. In dieses Amt wurde ich in jedem Jahr wiedergewählt.

Aber das änderte nichts daran, dass die monatlichen Einkaufstage zur Bürde wurden, da von einigen Geschäftsführern ständig kariert, im ruppigen Ton dahergeredet und unhaltbar argumentiert wurde. Ich bin mit den Querschießern allerdings zu jeder Zeit zurechtgekommen, aber es war mir fast regelmäßig der Einkaufstag ein großer Verdruss. Meine Ansicht über Form und Inhalt der Einkaufstage legte ich im „der verbraucher“ dar, der Zeitschrift des Zentralverbandes deutscher Konsumgenossenschaften e.V. und der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumgenossenschaften mbH, vom 3. Januar 1953. Ich zitiere: „Erfahrungsaustausch auf den Einkaufstagen.

Ohne Frage haben sich die konsumgenossenschaftlichen Einkaufstage bewährt und sie werden weiter dazu beitragen, den engen Kontakt und das harmonische Verhältnis zwischen Genossenschaften und der GEG weiter entwickeln und zugleich das Warengeschäft und Marktgeschehen in einem ständigen Wechsel und seiner Vielheit noch besser zu verfolgen und daraus die nötigen Konsequenzen zu ziehen.

Durch diese freundschaftliche Verbindung und enge Zusammenarbeit ist in den letzten Jahren der Neuentfaltung echter konsumgenossenschaftlicher Arbeit viel geleistet worden. Die regelmäßig erscheinenden Statistiken zeigen uns eine ständige Aufwärtsentwicklung der GEG-Betriebe und eine erfreuliche Steigerung der GEG-Bezüge durch die Konsumgenossenschaften an, und das ist ein beredtes Bild der guten Zusammenarbeit und des unablässigen Strebens nach wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit.

Die Einkaufstage sollen weiterhin in erster Linie ihr Hauptaugenmerk auf die praktischen Aufgaben des Warengeschäftes richten. Darüber hinaus sollen sie aber auch Zeit lassen zu einem intensiven Erfahrungsaustausch zwischen den führenden Genossenschaften und den Fachreferenten.

Die Geschäftsführer von Konsumgenossenschaften müssen ihre Arbeit ständig auf Verbesserungsmöglichkeiten überprüfen

fen, sie müssen gewissermaßen die Dynamik der Bewegung in den Knochen haben, damit wir nicht stehen bleiben und dem Neuen gegenüber immer aufgeschlossen sind. Sie sind angewiesen auf Gedanken- und Erfahrungsaustausch auf allen Gebieten des vielseitigen genossenschaftlichen Geschehens, des geschäftlichen ebenso wie des ideellen Lebens. Diese wahrhaft schöpferischen Stunden zu finden und freizuhalten muss in erhöhtem Maße das Ziel unserer Einkaufstage für das kommende Jahr sein.

Einkaufstage dürfen nicht nur dem Warengeschäft dienen. Das kann und sollte in drei Stunden abgewickelt sein. Es ist nicht nur unnötig, es ist geradezu primitiv, wenn mit feststehenden Warensortimenten eintönige und endlose Durchsprachen verbunden werden. Die Bestellungen dieser Waren sind selbstverständlich und müssten von jedem Teilnehmer schon vorher vorbereitet sein. Einkaufstage haben nicht nur die Aufgabe, Abschlüsse zu tätigen. Es gilt darüber hinaus Übersichten zu schaffen, Marktsituationen darzustellen und besonders zusammengefasste Aktionen einzuleiten. Die Geschäftsführer von Konsumgenossenschaften stehen unter dem ständigen Druck der konkurrierenden und mit uns rivalisierenden Außenwelt. Sie schöpfen ihre Kraft aus ihrer Treue zur genossenschaftlichen Idee und aus ihrer Überzeugung von der Richtigkeit und Notwendigkeit des genossenschaftlichen Strebens.

Diese Impulse müssen auf den monatlichen Einkaufstagen immer wieder neue gedankliche Nahrung und Anregung erfahren.“

Der Beitrag im „der verbraucher“ fand Beachtung, konnte aber nicht dafür sorgen, dass sich mein großes Unbehagen auflöste. Die Einkaufstage brachten mir eine ständige Verdrossenheit, denn die paar Raunzer und Oberschlaunen, die die Konferenzen immer wieder durcheinander bewegten, änderten ihr schlechtes Benehmen nicht. Dazu waren sie zu anmaßend. Der Zweck der Sache verlangte von mir, mit ihnen umzugehen und da ich ein erstaunliches Durchhaltevermögen

schon immer besaß, nahm ich die Erfüllung meiner ehrenamtlichen Aufgabe noch bis 1965 wahr. Dann war ich aber der Sache so überdrüssig, dass ich mich nicht mehr festhalten ließ und in aller Form wegging, indem ich in die Nordwestdeutsche Einkaufsvereinigung überwechselte. Diese Einkaufsvereinigung umfasste die Konsumgenossenschaften: Berlin, Bremen, Bremerhaven, Flensburg, Hamburg, Heiligenhafen, Husum, Itzehoe, Kiel, Lübeck, Lüneburg, Preetz, Schleswig, Soltau und nunmehr Wittingen. Diese Einkaufskonferenzen hatten ein beachtliches Niveau. Die neben den Geschäftsführern der Konsumgenossenschaften beteiligten Einkäufer waren eine ausgesprochene Profimannschaft. Mir gefiel es in diesem Kreis ausgezeichnet. Die Konsumgenossenschaft Wittingen konnte von dieser Einkaufstätigkeit profitieren. Für mich ergab sich die Beachtung, dass ich, 1972, zum stellvertretenden Einkaufsleiter gewählt wurde.

Beim Ausbau der Konsumgenossenschaft Wittingen nach 1945 wurde eine zielstrebige Rührigkeit gezeigt. Allerdings muss dabei gesagt werden, dass die Konsumgenossenschaft Sonderabschreibungen nach dem Zonenrandförderungsgesetz in den Jahren 1956 bis 1974 in Höhe von 1,6 Millionen DM von ihren Bilanzgewinnen absetzen konnte. Diese Erholungsinjektionen setzten voraus, dass das Unternehmen fähig war, so zu wirtschaften, dass es einen Bilanzgewinn auch tatsächlich erzielte. Also war sparsamste und umsichtigste Geschäftsführung Voraussetzung, um an Sonderabschreibungen zur Selbstfinanzierung heranzukommen. Es wurden Geschäftsgrundstücke errichtet, Erweiterungsbauten durchgeführt, die Betriebs- und Geschäftsausstattung zurecht gemacht. Alles und jedes, um das weitere Wachstum der Konsumgenossenschaft zu gewährleisten und voranzutreiben. Dabei wurden von 1948/49 bis 1974 9.205.569,- DM in Sachanlagen investiert und zwar für Grundstücke 5,2 Million DM, für Betriebs- und Geschäftsausstattung 3,5 Millionen DM und für Einbau in fremden Grundbesitz 1/2 Million DM.

Es wurde das Programm der Sparsamkeit, der großzügige gesunde Menschenverstand, angewandt. Man ging bei allen Entscheidungen nicht auf Pläne ein, die so großartig und überwältigend sind, dass sie alle Energie aufbrauchen, um sie zu bewundern und zu diskutieren und die dann keine Kraft übrig lassen, sie zu verwirklichen, ohne dabei in die Knie zu gehen. Ich halte mich bereitwillig an den herrlichen Ausspruch von Thomas Mann im Buddenbrooks:

Sei fröhlich bei Deinen Geschäften, Gott wird es Dir lohnen, wenn Du sparst.

Der Zusammenschluss von selbständigen Konsumgenossenschaften im Gebiet Lüneburger Heide zu einer Bezirksgenossenschaft mit Sitz in Wittingen wurde in den Jahren von 1959 bis 1969 durchexerziert.

1951 verschmolz sich die 1906 gegründete Konsumgenossenschaft Gifhorn mit ihren sechs Verkaufsstellen mit der Konsumgenossenschaft Wittingen. Die Firma lautete daraufhin Konsumgenossenschaft Wittingen / Gifhorn eGmbH, Sitz Wittingen.

Um in einer Zeitfolge zu bleiben, sei jetzt gesagt, dass das Jahr 1954 eine Änderung des Rabattgesetzes brachte. Die genossenschaftliche Rückvergütung an die Mitglieder wird auf drei Prozent beschränkt. Dieses Gesetz der Rückvergütungsbeschränkung löste im ersten Moment lähmende Sorge um den Bestand der Genossenschaft aus. Die Konsumgenossenschaft Wittingen hatte über Jahre hinweg sechs, vielmehr 7 Prozent Rückvergütung auf den getätigten Umsatz des Mitgliedes ausgeschüttet. Und damit sollte abrupt Schluss sein! Eine heikle Konfrontation von Vorstand und Mitgliedschaft, die plausibel erklärt und ausgesprochen werden musste.

Das Gesetz der Rückvergütungsbeschränkung brachte, weil es den Verkauf „an jedermann“ freigab, nachdem der Verkauf zuvor „nur an Mitglieder“ gestattet war, eine wesentliche Erleichterung und hatte im Effekt für die Konsumgenossen-

schaften eine positive Wirkung. Wir mussten aber bei dieser einschneidenden Rückvergütungsbeschränkung von sieben auf drei Prozent um ein breites Verständnis ringen, das auf leistungsstarke Warenangebote gegründet war. Die entstandenen Schwierigkeiten und ernsten Besorgnisse wurden entkrampft und das paradoxe geschah, durch „den Verkauf an jedermann“ und die damit verbundene progressive Angebotspolitik erhöhte sich der Jahresumsatz der 1953 DM 3.500.000,- betrug (bei einer Umsatzsteigerung von plus 25, 9 Prozent zum Vorjahr) auf (eine weitere Steigerung um 14,4 Prozent) DM 4.000.000,-.

1951 kamen zu der bisherigen Zusammensetzung von Vorstand und Aufsichtsrat durch den Verschmelzungsvorgang die Genossenschafter Eduard Vogel, Walter Harms, Kurt Küllmer und Walter Simon aus Gifhorn hinzu; wobei Herr Eduard Vogel in den Vorstand der Genossenschaft gewählt wurde. Damit setzte sich der Vorstand aus vier Mitgliedern zusammen:

Max Langenbucher, Wittingen
Wilhelm Ohlrogg, Knesebeck
Karl Reuter, Wittingen
Eduard Vogel, Gifhorn

Die sich jährlich wiederholende Konstituierung des Vorstandes ergab stets die Wahl von Max Langenbucher zum Vorsitzenden des Vorstandes. Zur Charakterisierung des hinzugekommenen Eduard Vogel (Finanzbeamter) muss gesagt werden, dass er als ehrenamtliches und zugleich geschäftsführendes Vorstandsmitglied in Gifhorn bewirkte, dass die Konsumgenossenschaft wieder in Gang kam. Seine Autorität brachte es fertig, dass der genossenschaftliche Wiederaufbau nicht im Versammlungstreit der Gegensätze erstickte, die darauf ausgerichtet waren, aus der Konsumgenossenschaft einen Parteiladen zu machen. Eduard Vogel war im Gifhorer Raum ein Begriff und als hochgeschätzter Sportler bekannt, sowohl im Kreissportbund als auch vor allem auf der Kreisebene des niedersächsischen Fußballes. Er gehörte dem Jugendausschuss des Kreistages Gifhorn als Bürgervertreter an, wurde stellv.

Vorsitzender des Kreissportbundes und Mitglied des Ausschusses für den Sportstättenbau.

Eduard Vogel diente dem Fußballsport auf der höheren Ebene als zweiter Vorsitzender im Heidebezirk. Gerne hätte Eduard Vogel gesehen, dass die Konsumgenossenschaft Wittingen/Gifhorn ihre Zentrale nach Gifhorn verlegte. Neben dem Vorstandsmitglied Gemeindedirektor Wilhelm Ohlrogg war Eduard Vogel ebenfalls ein erfahrener Berater und ein immer guter genossenschaftlicher Freund. Beide verstarben 1958, aber sie sollen in der Erinnerung bestehen als gefestigte Persönlichkeiten im Vorstand dieser Konsumgenossenschaft, dem dann Bürgermeister Fritz Heins bis 1972 angehörte.

1956 wurde die Konsumgenossenschaft Uelzen (mit sieben Verkaufsstellen) mit der Konsumgenossenschaft Wittingen verschmolzen. Die Firma lautet von da ab: Konsumgenossenschaft der Kreise Gifhorn/Uelzen eGmbH, Sitz Wittingen.

1957 erfolgte die Verwirklichung des Baues einer Betriebszentrale mit Privatgleisanschluss auf einem von der Bundesbahn und Osthannoverschen Eisenbahnen AG erworbenen 3.500 qm großen Gelände in Wittingen. Das war Ausdruck eines mutigen Eintretens für eine tatkräftige und zielstrebige Weiterentwicklung der Konsumgenossenschaft. Die Planung für den Zentrallagerneubau wurde von vornherein so konzipiert, dass der Gebäudekomplex nach beiden Seiten hin erweitert werden konnte. Es waren aber (und das sollte dabei gesagt werden) zähflüssige Verhandlungen mit der Bundesbahndirektion Hannover bis der Kaufabschluss mit einem festgelegten Bebauungsplan unter Dach und Fach war. Dabei handelte es sich bei den langsam fortschreitenden Verhandlungen vorwiegend um Einwände und in Einklang bringen der Bauabstände wegen des unmittelbaren Gleisverlaufes des Durchgangsbahnhofes, wobei unsererseits gar Zentimeterabstände bei der Erstellung des Baukörpers zu beachten waren, bis die Zeichnung von der Bundesbahn genehmigt wurde und der Kaufvertrag dann ungehindert alle Hürden nehmen konnte. Der Unterschrifts-

vollzug des Vorstandes war dann auch eine späte Labsal nach langer Ungewissheit, ob der Erfolg auch unser sein würde.

1960 schloss sich die Konsumgenossenschaft Veerßen, gegründet 1896, mit ihren zwei Verkaufsstellen der Konsumgenossenschaft der Kreise Gifhorn/Uelzen eGmbH an. Damit kam der Kreissparkassenzweigstellenleiter Horst Müller, das bisherige ehrenamtliche und zugleich geschäftsführende Vorstandsmitglied der Konsumgenossenschaft Veerßen in den Aufsichtsrat der Genossenschaft, dem er heute noch als Aufsichtsratsvorsitzender angehört.

1961 konnte in die Liste der Mitglieder der zehntausendste Name eingetragen werden. Es war ein weiter Weg zu dieser positiven Mitgliederbewegung. Weil die wirtschaftliche Entwicklung der Genossenschaft gut verlief, sollten jedem Mitglied 10 DM vom voll eingezahlten Geschäftsanteil zurückgezahlt werden. So beschloss die Vertreterversammlung. Der Geschäftsanteil wurde damit auf 20 DM festgesetzt.

Mitglieder dieser Konsumgenossenschaft stammten aus allen Berufen: Vertreter der handwerklichen, der bäuerlichen, der akademischen und der freien Berufe, sowie Arbeiter und Angestellte, Lehrer und Künstler, Hausfrauen, Rentner, Ärzte, Pastoren, Bauern und Gewerbetreibende.

Die Genossenschaft besitzt neben ihrer 1956/57 erbauten Betriebszentrale sieben betriebseigene Wohn- und Geschäftsrundstücke und betreibt dreiundzwanzig modern eingerichtete Läden. Sämtliche Verkaufsräume wurden in diesem Geschäftsjahr mit Tiefkühltruhen ausgestattet und die Zentrale in Wittingen erhielt eine stationäre Tiefkühlanlage. Damit ist für den Bereich der Läden eine geschlossene Tiefkühlkette vorhanden. Fortschritte wurden weiter erzielt und vorangerieben.

1963

Fünf Läden, in Wesendorf, Ebstorf, Wittingen, Knesebeck und Isenbüttel, wurden teils unter Standortverlegung und Vergrößerung auf Selbstbedienung umgestellt. Am Jahresende konnten rund achtzig Prozent der Umsätze in Selbstbedienung getätigt werden. 1964 ergab sich die Feststellung, dass innerhalb der letzten acht Geschäftsjahre eine Umsatzsteigerung von 88 Prozent erzielt wurde.

1966 erfolgten weitere Strukturveränderungen durch zeitgemäße Modernisierung und Erweiterung der Läden in Hankensbüttel auf 204 qm und in Wesendorf auf 210 qm. Diese Läden erhielten auch Frischfleischabteilungen. Im Grundbesitz erfolgte ein Zugang durch den Kauf der Schlachtereier Eck-Meyer in Wittingen. In Brome wurde ein unbebautes Grundstück erworben. Der spätere Ladenneubau erfolgte 1967.

1968 vereinigte die im Jahre 1886 gegründete Konsumgenossenschaft Eschede mit ihren drei Verkaufsstellen sich mit der Konsumgenossenschaft Wittingen. Zur Konsumgenossenschaft Eschede gehört der Name von Friedrich Soltendieck als ein besonders charakteristisches Merkmal.

Er gab diesem Konsumverein über viele Jahrzehnte hinweg als Aufsichtsratsmitglied seit 1925 und als Vorstandsmitglied und Geschäftsführer seit 1934 den festen Halt und war stets bestrebt, den Mitgliedern in ihrer Hauswirtschaftsführung Preisvorteile zu verschaffen. Die straffe saubere Geschäftsführung durch Friedrich Soltendieck war allgemein bekannt, sowie seine unbestreitbaren Verdienste um die gesunde Entwicklung der Konsumgenossenschaft Eschede. Ich schätzte Friedrich Soltendieck (Jahrgang 1897) über all die Jahre hinweg und natürlich auch heute noch wegen seines festen, standhaften und kämpferischen Charakters, den er immer bewiesen hat. Er war an und für sich ein verschlossener Mann und hatte die spröde Eigenschaft, kurz angebunden zu sein, was ihn nicht gesellig werden ließ und eine Debatte mit ihm, dem Überkritischen,

auf seiner Ansicht verharrenden, nicht leicht machte. Jedoch konnte man mit Friedrich Soltendieck jederzeit gut reden. In der Gesinnung war er von Bestand zuverlässig und mutig. Er scheute sich vor keinem Podium und nicht vor einem großen Publikum, um seine Ansicht und seine Stellungnahme zu einer Sache nachhaltig aufzuzeigen. Friedrich Soltendieck ist ein Mann von absolutem Arbeitseinsatz. Ihm gebühren die Wertschätzung eines jeden Genossenschafters und der Respekt für das, was er hervorgebracht hat.

1968 durch den Konsumgenossenschaftlichen Verschmelzungsvorgang mit Wittingen schied Friedrich Soltendieck als Vorstandsmitglied aus, gehört aber seitdem der Vertreterversammlung der co op Lüneburger Heide eG als Organmitglied an. Das Werk von Friedrich Soltendieck weiterzuführen und fortzuentwickeln galt für mich als eine konsumgenossenschaftliche Verpflichtung.

Die vorhandenen Ladengrundstücke in Eschede wurden 1968 und in Unterlaß 1972 durch Erweiterungsbauten auf einen großzügigen Zustand gebracht; mit einer Verkaufsfläche in Eschede von 225 qm und im anderen Fall in Unterlaß von 285 qm.

1969 kam in der Reihenfolge der Verschmelzungen die Konsumgenossenschaft Soltau und Umg. (gegründet 1908) mit zwanzig Verkaufsstellen aufs Trapez. Dadurch entstand für die Konsumgenossenschaft Wittingen ein Wirkungsbereich von Ebstorf im Norden bis Gifhorn im Süden, von Brome im Osten und Soltau/Visselhövede/Bomlitz im Westen. Der konsumgenossenschaftliche Aktionsradius von Wittingen aus umfasste also die Landkreise Gifhorn/Uelzen, Celle/Soltau, Rothenburg/Wümme.

Der Zusammenschluss der einzelnen selbständigen Konsumgenossenschaften um ihre Aufgabengebiete in einer Geschäftsführung zu vereinigen, wurde buchstäblich zu einem Erfordernis der Zeit und zur zwingenden Chance, um das Image der Gruppe im Lüneburger Raum zu wahren.

Die Verschmelzung der Konsumgenossenschaft Soltau wurde zu einer anstrengenden, radikalen Kur, die einen enormen Zuschuss an Geld und guter nervlicher Konstitution forderte. Es war ein Tohuwabohu, mit dem man fertig werden musste. Die verantwortlichen ausführenden Organe, dem Vorstand und Aufsichtsrat angehörend, waren schwach. Das geschäftsführende Vorstandsmitglied wurde bei seinem Höhenflug als engagierter Lokalpolitiker - er war Stadtverordneter, im Sparkassenvorstand, zweiter Bürgermeister, Kreistagsabgeordneter - zum Schlucklöwen und das nicht nur zu Feierabend, auch schon am Vormittag bummelte er auf „la rue de la suff“. Das führte ihn soweit weg von der Arbeit, dass für eine stabile Entwicklung Hopfen und Malz verloren war. Die Genossenschaft geriet an den Rand des Abgrunds. Es war eine arge Pleite, die wohl oder übel gestoppt werden musste, um das Ansehen der konsumgenossenschaftlichen Bewegung in der Lüneburger Heide nicht zu verlieren. Für die Erstellung einer verlustfreien Bilanz der Konsumgenossenschaft Soltau per 31. Dezember 1968 gab der Bund deutscher Konsumgenossenschaften GmbH (BdK) oder vielmehr der Revisionsverband deutscher Konsumgenossenschaften (RdK) einen Zuschuss von 380.400.-DM. Die Konsumgenossenschaft Wittingen hatte den in der Verschmelzungsbilanz per 31. März 1969 als Forderung an die GEG bzw. BdK gebuchten Verlust in Höhe von DM 342.429,37 zu tragen, da die GEG bzw. der BdK den Ausgleich dieser Forderung ablehnten. Die co op Lüneburger Heide in Wittingen hat diese Fusion überstanden und aufgeräumt. Niemand kam zu Schaden, kein Mitglied, kein Betriebsangehöriger und kein Lieferant.

Mit dem Zusammenschluss der ehemaligen selbstständigen Konsumgenossenschaften Gifhorn, Uelzen, Veerßen, Eschede und Soltau/Bomlitz wurden der Wille und die Fähigkeit zu einer funktionierenden neuen Ordnung offenbar. Die Zusammenbringung dieser Genossenschaften verdient deshalb hervorgehoben zu werden, weil, was einmal gewachsen ist, weiter

bestehen soll und weil es ein überzeugendes Beispiel für ein anstrengendes Verfahren der Selbstreinigung darstellt, wobei lokales Beharren überwunden werden musste. Jedoch sind Gegebenheiten ständig neu zu überdenken. Als betriebsnotwendig muss man auch erkennen und verstehen, dass Kleinstläden die im Grunde genommen unwirtschaftlich und auf keinen Kurswert zu bringen sind, eben aufgelöst werden müssen. Die Merkmale müssen verstanden werden, wenn der Zug an Bahnhöfen ohne Passagieraufkommen rangiert. Durchgreifende Ladenschließungen werden sich auf das ganze Gebiet Soltau/Bomlitz beziehen. Es gilt das vorherrschende Ladenetz konkurrenzfähig und modern zu machen und einen Stufenplan durchzusetzen, bei dem Verkaufsstellen geschlossen und andere bestens renoviert und zu größeren Ladeneinheiten zusammengelegt werden.

Gewiss, die Jahre einer Umstrukturierung machen die erheblichen Schwierigkeiten, die man hatte, wieder vergessen und verführen dazu, den hinter einem liegenden Härtetest aus dem Gedächtnis zu streichen. Schon gut.

Die Konsumgenossenschaft konnte in Wittingen öfter ausländischen Besuch bei sich begrüßen. Durch ihre gute und straffe Aktivität zeigte sich sozusagen die Konsumgenossenschaft als ein „Modell“ für den Aufbau einer mittleren Genossenschaft. Nach dem indischen Generalkonsul Ramehendra Datttraye Sathe, begleitet von seiner graziösen Gattin und dem Vorstandsmitglied des Zentralverbandes deutscher Konsumgenossenschaften e.V. Dr. Erwin Hasselmann, besuchte eine Studiengruppe von fünf Tunesiern die Genossenschaft. Die Gäste besichtigten die Zentrale und mehrere Läden. Ihr großes Interesse zeigte sich an den vielen Fragen über Arbeitsmethoden, Finanzierung und über den organisatorischen Aufbau der Konsumgenossenschaft.

Auch hatte die Genossenschaft einen Gast aus Südarabien bei sich zu Besuch. Hasson Yassin Mira-Bux, ein Genossenschaftsbeamter aus Aden. Er wollte auf seiner Studienreise

die Genossenschaftsbewegung mehrerer europäischer Staaten kennen lernen. Da sich in seinem Heimatland die Genossenschaftsbewegung noch im Aufbau befindet, interessierten Herrn Bux vor allem Konsumgenossenschaften mittlerer Größe. Weil er in seiner Heimat die Gründung der Genossenschaften anregen und deren Entwicklung im Auftrage des Staates fördern soll, war es, wie er selbst sagte, für ihn besonders wertvoll, den zielstrebigem Aufbau des deutschen Genossenschaftswesens einmal praktisch kennen zu lernen.

Auch praktizierte ein Araber, ein intelligenter patenter junger Kerl, der seine Arbeit mit viel Temperament anging, seine Studienzeit in unserer Konsumgenossenschaft zu Ende, da er durch Ressortteilung bei einer großen Genossenschaft (Wilhelmshaven) nicht die tätige Auseinandersetzung mit dem vielseitigen Tagesablauf erlebte.

So sollten Praktika bei uns in Wittingen weitergehen, zeitlich folgend waren Angehörige der schwarzen Rasse vorgesehen. Das Vorhaben habe ich aber zum Halten gebracht, denn die Arbeitsablenkung der Geschäftsleitung durch das Diskutieren der vielen Fragen war einfach zu groß.

1970

In der Betriebsorganisation wurde als Neuerung die Buchhaltung auf elektronische Datenverarbeitung umgestellt (und aus Kostendeckungsgründen einem Rechenzentrum außer Haus angeschlossen). Das ist für diese mittlere Betriebsgrößenordnung, in der sich die co op Lüneburger Heide bewegt, eine offenkundig dynamische Verhaltensweise in der Betriebssteuerung. Die auf EDV ausgerichteten Programme umfassen: die Finanzbuchhaltung und Kostenstellenrechnung, die Kalkulationsbuchhaltung, die Erfassung der Warenein- und Warenausgänge je Artikel, die gesamte Filialbuchhaltung und das Bestell- und Lieferscheinschreiben für die Läden,



*Abbildung 8 – Max Langenbucher mit Oswald Paulig,
Präsident des Bundes deutscher Konsumgenossenschaften
GmbH (BdK), 1971*

einschließlich der Warenberechnung. Die Fortschreibung der Lagerbestände je Artikel, das Lagerbestellwesen, die Lohn- und Gehaltsbuchhaltung. Die Liste der Genossen und die Geschäftsguthaben der Mitglieder.

1971 wurden über 17 Millionen DM Umsatz geschafft. Die Umsatzsteigerung in den letzten fünf Jahren von 1967 bis '71 betrug 81,5 Prozent und kam bei fast unveränderter Fadenzahl zustande.

Nur Investitionen gewährleisteten Wachstum. So betrug der Investitionsaufwand in derselben Zeit von 1967 bis 1971 2,4 Millionen DM. Die Konsumgenossenschaft war stets bedacht, geldliches Kapital in Sachwerte und somit in reales Kapital umzuwandeln. Für die Genossenschaft wurde neuer, bisher nicht vorhandener Sachbesitz geschaffen.

1972

11,4 Prozent Umsatzsteigerung auf über 19 Millionen DM.

Die Betriebszentrale in Wittingen wurde durch einen Erweiterungstrakt fast verdoppelt und damit gleichzeitig eine neue Lagerorganisation verfasst.

Ein Ladengrundstück in Uelzen-Niendorferstraße im Stadtteil „Am Königsberg“ wurde für eine 3/4 Million erworben. Ebenfalls in Uelzen, „Am Sternplatz“ wurde durch Einbau in fremden Grundbesitz ein zeitgemäßer 308 qm großer co op Markt eröffnet.

Ein seit Generationen bestehendes Geschäftshaus der Landhandelsfirma Carl Schröder in der Lange Straße zu Wittingen mit insgesamt 1.421 qm wurde von der Konsumgenossenschaft aufgekauft. Sämtlich vorhandenen Gebäude wurden geschliffen und ein modernes Geschäftshaus errichtet. Das war für mich eine besondere Genugtuung nach den vielen Jahren, in denen der Konsum in Wittingen mit seinem Laden in die Ecke gedrängt wurde. Ein lang gehegter ehrgeiziger Wunsch, in die Hauptstraße von Wittingen zu kommen wurde verwirklicht. Ich brauchte allerdings 40 Jahre dazu, bis dieses Unternehmen realisierbar wurde und vom Vorstand und Aufsichtsrat beschlossen werden konnte.

Im Zeitraum der Jahre, seit der 1946 erfolgten Wiedergründung, gehören dem Vorstand und Aufsichtsrat der Konsumgenossenschaft nachstehende Mitglieder an:

Berlin, Heinrich	Wittingen	seit	1946 - 1949
Bürmann, Karl	Gifhorn		1954 - 1957
Bothe, Heinrich	Wittingen		1946 - 1949
Eippert, Theodor	Wahrenholz		1953 - 1971
Erhart, Wolf - D.	Uelzen		1973
Gerhard, Walter	Wittingen		1972
Grußendorf, Geruh	Hankensbüttel		1952 - 1961

Harms, Walter	Gifhorn	1951 - 1962
Heins, Fritz	Wittingen	1946 - 1972
Kaefel, Heinrich	Wittingen	1946 - 1948
Kalefendt, Martha	Wittingen	1946 - 1948
Krüger, Werner	Uelzen	1959 - 1971
Krause, Willy	Wittingen	1946 - 1952
Küllmer, Kurt	Gifhorn	1951 - 1954
Lange, Walter	Uelzen	1957 - 1971
Langenbucher, Max	Wittingen	1946
Meyer, Heinrich	Wittingen	1946 - 1959
Müller, Horst	Veerßen	1961
Ohlrogg, Wilhelm	Knesebeck	1946 - 1958
Rössel, Hellmut	Soltau	1972
Pape, Heinrich	Wittingen	1946
Reuter, Karl	Wittingen	1946 - 1960
Simon, Walter	Gifhorn	1951 - 1972
Schulz, Willy	Isenbüttel	1962 - 1971
Schulz, Fritz	Wittingen	1946 - 1951
Vogel, Eduard	Gifhorn	1951 - 1958
Wittkopp, Willy	Wittingen	1946 - 1973

Mit diesen in sich gefestigten Menschen habe ich einen jahrzehntelangen Alltag durchwandert. Ich zolle diesen Männern meine Achtung, meine Anerkennung und meinen Dank.

Sie alle haben sich für den Aufbau der konsumgenossenschaftlichen Aufgabe zur Verfügung gestellt, sie gaben ihren klaren Verstand uneigennützig dazu. Mir gaben sie in all den Jahren meiner Geschäftsführertätigkeit ihr Vertrauen und ich war mir stets bewusst, dass man ohne Vertrauen nichts bewegen kann.



Abbildung 9 - Max Langenbucher

Max Langenbucher, geb. am 18. Juni 1908, Geschäftsführer, laut Generalversammlungsbeschluss der Konsumgenossenschaft Wittingen eGmbH vom 16. Dezember 1934 im Hotel „Wittinger Hof“ zu Wittingen als Vorstandsmitglied gewählt. Mit der Widergründung der Konsumgenossenschaft am 20. Oktober 1946, in der Aula der Mittelschule zu Wittingen er-

neut als Vorstandsmitglied gewählt. Am 8. Februar 1949 zum Leiter der Mittelhannoverschen Einkaufsvereinigung gewählt - bis zum 9. Juni 1964 amtierend.

Am 9. Juni 1953 zum Mitglied des Verbandsausschusses und am 20. April 1964 zum Vorstandsmitglied des Verbandes nordwestdeutscher Konsumgenossenschaften e.V., Hamburg gewählt.

1963 Angehöriger der deutschen Delegation beim ICA - Congress in Bournemouth (England), 1966 zum Internationalen Genossenschaftskongress in Wien delegiert.

1967 in Bonn auf der Gründungsversammlung des Bundesdeutscher Konsumgenossenschaften GmbH in den Bundesbeirat gewählt, dessen Mitglied ich bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1973 war.

Seit Eintritt in den Ruhestand bin ich ehrenamtliches Vorstandsmitglied der co op Lüneburger Heide eG. In Lüneburg, meinem jetzigen Wohnsitz gehöre ich dem Beirat der PRO Verbraucher AG an.



Max Langenbucher – *Ein Leben für die Konsumgenossenschaft*

Max Langenbucher war seit 1922 bei den Konsumgenossenschaften tätig. Nach Absolvierung einer kaufmännischen Lehre in seiner Heimatstadt bei der Konsumgenossenschaft Heidenheim machte er beruflich Station in Backnang, Lüneburg und schließlich in Wittingen. Dort wurde er im Jahre 1934 zum geschäftsführenden Vorstandsmitglied bestellt und hatte diese Position bis zu seinem 65. Lebensjahr inne. Nach Rückkehr aus dem Krieg und Gefangenschaft gründete er die Konsumgenossenschaft Wittingen neu. Unter seiner Leitung vollzog sich der wirtschaftliche Aufschwung der Genossenschaft und die Verschmelzung mit zahlreichen weiteren Genossenschaften zur co op Lüneburger Heide eG.

